XXVIII. Jahrg. 11. Heft — 1. August 1916

Pastor bonus

Monatsschrift für kirchliche
Wissenschaft und Praxis
herausgegeben von

Dr. C. Willems
Geistlicher Rat
Professor am Priester-Seminar
zu Trier

Preis halbjährlich 2.50 Mark

Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Trier
Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei (G. m. b. H.).

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie auch durch die Deutschen Postanstalten.

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Philosophie des Lebens (Pfarrer Dr. Karl Adolph) 481
Die Missionare Oblaten (Professor Dr. Hamm) 492
Kuno I. Zum achthundertfünfzigjährigen Gedächtnis 503
Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten als Moral- und Pastoral-Frage (Rektor Kinn) 509
Das Ablasswesen (Prälat Professor Dr. Gutberlet) 515
Mitteilungen: Entscheidungen des hl. Stuhles (Professor Dr. A. Arndt, S. J.) 516
Der Borromäusverein im Kriegsjahr 1915/16 518
Bücherschau: Gutberlet, Experimentelle Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogik — Fröbes, Lehrbuch der experimentellen Psychologie — Willmann, Lexikon der Pädagogik (Professor Dr. Willems) . . . . . 519—521
Rings, Der Tabernakel von Rosen umrankt oder Eucharistie und Rosenkranz — Hermenegild, Unseren gefallenen Helden — Kümmel, Des Lebens Flut — Zürcher, Behüt' dich Gott (T.) 521, 522
Reith, Fürs deutsche Herz! Kriegsgedichte — Ries, Worüber müssen die Eltern von der Schule Bescheid wissen? — Bitter, Biblische Bilder für die christliche Jugend — Schwester Scholastika, Unsere lehrhafte Dichtung im Laufe der Jahrhunderte (Konrektor N. Faßbinder) 522—524
Beck, Die kirchliche Armenpflege — Merk, Der Konsekrationstext der römischen Messe (P. J. Pietsch, O. M. J.) 524
Leinz, Am Grabe unserer Helden — Dederichs, Christi Leidensgang durch unsere Zeit, Fastenpredigten — Haggeney, Im Heerbann des Priesterkönigs (P. G. Allmang, O. M. J.) 525
Schrörs, Untersuchungen zu dem Streite Kaiser Friedrichs I. mit Papst Hadrian IV. (P. J. Pietsch, O. M. J.) 526
Neu eingegangene Bücher 526
Eingesandte Zeitschriften 527
Inseraten-Anhang.

Philosophie des Lebens.

Kritik einer biologischen Weltanschauung.

Von Pfarrer Dr. Karl Adolph, Trierweiler.

Der Begriff einer Philosophie des Lebens ist ein so umfassender Begriff, daß er zur inhaltlichen Kennzeichnung eines Gedankenganges wenig brauchbar erscheint. Nichts ist darum selbstverständlicher, als daß er, wenn er doch einmal gebraucht werden soll, sofort einer Spezialisierung unterworfen wird. Der Begriff des „Lebens" spielt merkwürdigerweise in der Geschichte der Philosophie keine allzu große Rolle. Sowohl in seiner biologischen Bedeutung als das Lebendige im Gegensatz zum Leblosen, als auch in seiner Bedeutung als Inhalt des menschlichen Daseins überhaupt lag er der griechischen Philosophie bis zu ihren Höhepunkten hin fast vollständig fern. Die Vorsokratiker, deren Auge auf das Universum gerichtet war, nahmen ihn mit naiver Selbstverständlichkeit für dieses in Anspruch. Die Welt war ihnen fraglos ein großes Lebendiges. Die Sophisten kamen von ethischen Fragen her mit dem Leben in Berührung. So auch Sokrates. Der Schwerpunkt ihres Nachdenkens lag durchaus im Praktischen, also in Lebensfragen, während bei den großen Systematikern Griechenlands der Lebensbegriff in seiner doppelten Bedeutung nur von den allgemeinen Gesichtspunkten des systematischen Zusammenhangs Licht empfing. Man hält das wohl für die normale Erscheinung in der philosophischen Entwicklung und betrachtet die Richtung auf Spezialprobleme des Lebens infolgedessen als Zeichen geistiger Erschlaffung und philosophischen Tiefstandes. In der Tat treten allerdings die Spezialfragen des praktischen Lebens in der Zeit des philosophischen Epigonentums, in der hellenistischen Zeit, in ganz auffallender Weise in den Vordergrund. Das Interesse an den großen theoretischen Fragen war erschlafft, tief im Kurse stand die Metaphysik. Der Philosoph war zum Lehrmeister der Lebenskunst oder des Lebensgenusses geworden, wie er es bei den Sophisten in der rücksichtslosen Ausbeutung des Lebens war. An der Spitze stehen die extremen Richtungen der Stoa und des Epikureismus.

Im Mittelalter erhielten die Fragen der Lebensführung wiederum gleichmäßig wie diejenigen der Weltanschauung überhaupt ihre Lösung im System der rationalisierten Offenbarungslehre. In der Renaissance war viel urwüchsiger Lebensdrang, aber er konnte in der bewegten Zeit mit ihren chaotisch durcheinanderfließenden Gedankenmassen nicht zu wissenschaftlichem Bewußtsein kommen, und in dem darauffolgenden naturwissenschaftlichen Zeitalter konnten eigentliche Lebensfragen aus dem streng geschlossenen System nicht heraustreten. Erst die Philosophie der Aufklärung sehen wir wieder Fragen des Lebens zugewandt, nicht so sehr des Lebens im biologischen Sinne, weil dieser in dem materialistischen System ohne weiteres

der Mechanisierung verfiel, als im Sinne des Lebensinhaltes. Die Aufklärung glaubte sich auf einer Höhe wissenschaftlicher Welteinsicht angelangt, die ihr die restlos „vernünftige" Einrichtung des individuellen so gut wie des sozialen Lebens zu ermöglichen schien. Bei Kant und den Systematikern des deutschen Idealismus trat der Begriff des Lebens zwar nicht in spezieller Ausprägung hervor, war aber in dem Primat der praktischen Vernunft zu erhöhter Bedeutung gelangt, der von Fichte noch eine besonders eindrucksvolle Gestalt erhielt. Wenn wir dann weiter die kurze Flutwelle des Materialismus in seiner extremen Form übergehen, so können wir sagen, daß es erst wieder unsere Gegenwart ist, die den Begriff des Lebens zum Mittelpunkt einer Modephilosophie gemacht hat und noch macht, die sich von der Lebensphilosophie des Hellenismus nur durch ungleich größere kulturelle Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit der Gesichtspunkte und besonders durch ihre biologische Charakterisierung unterscheidet.

Kein Wort vielleicht, das uns aus gewissen philosophischen, meist populärphilosphischen Schriften und aus der Literatur der Gegenwart mehr und stärker entgegenklingt, als das Wort „Leben". Kein Zweifel, das Wort „Leben" ist zum philosophischen Schlagwort geworden, das die Gedankenrichtung des Zeitalters ausprägen soll. Nicht, als ob diese Philosophie des Lebens wirklich den ganzen oder auch nur hauptsächlichsten Inhalt der philosophischen Gedankenarbeit der Gegenwart darstellte. Eine Modephilosophie bringt fast immer Gedanken zum Ausdruck, die einem schon vergangenen Jahrzehnt angehören und von ihren Urhebern meist schon verlassen sind, besonders wenn sie sich in die ästhetische Literatur oder gar die breite Literatur des Tages ergossen haben. Zum Schlagwort einer philosophischen oder literarischen Modeströmung eignet sich aber ein Ausdruck dann ganz besonders, wenn er sehr vieldeutig ist, „wenn er sich auf mannigfaltige Weise mißverstehen läßt". Bei dem Wort „Leben" ist das aber nicht nur in hohem Grade der Fall, sondern es eignet sich zum Schlagwort auch noch deshalb besonders gut, weil es vielerlei Gefühlstöne mitbringt und mit unbewußten Wertakzenten behaftet ist.

In sehr vielen Fällen finden wir das Wort „Leben" im Sinne von Erlebnis gebraucht. Das Erleben wird dann zu einem Allheilmittel in der Erkenntnistheorie. Nichts ist dem modernen Gebildeten, der sich in der Literatur auch nur etwas umgesehen hat, geläufiger, als von seinem Erlebnis zu sprechen. Alles, was irgendwie von Einfluß auf die Menschen sein soll, muß „erlebt" sein. Die Religion soll „erlebt" werden, die Gebote der Ethik sollen „erlebt" werden, und ein Kunstwerk hat erst dann wirklichen Wert gewonnen, wenn es ein „Erlebnis" geworden ist. Philosophisch gesprochen liegt diesen Ausdrücken eine irrationalistische Erkenntnistheorie zugrunde, in der nur das unmittelbar Erlebte als das wahrhaft Wirkliche erscheint gegenüber aller begrifflichen Formulierung. Und weil natürlich die engste Verbindung zwischen Erkenntnistheorie und Metaphysik besteht, führt dieser Standpunkt auch sofort zu einer Metaphysik des Lebens. Die wahre Realität, die im unmittelbaren Erlebnis sich kundgibt, ist auch „das Leben". Das Leben ist der Sinn der Welt.

Weiterhin wird der Ausdruck „Leben" im Sinne von „Ausleben" gebraucht und bezeichnet dann einen ethischen Standpunkt, der so sehr ein

Zentralbegriff der Modephiloſophie geworden iſt, daß er in einer endloſen Flut von populärethiſchen und literariſchen Werken ſchon bis zur Trivialität verbraucht iſt. Daß das Leben gelebt werden ſoll, iſt hier eine Selbſtverſtändlichkeit, ebenſo das Recht auf Ausleben und Ausprägen der individuellen Eigenart jedes Lebens. In vielen Fällen iſt mit dieſem Leben, das ausgelebt werden ſoll, nichts weiter als der ſexuelle Trieb gemeint, der dann, zur Lebensphiloſophie erhöht, eine Weltanſchauung ergibt, die man als Panſexualismus bezeichnen könnte. Als Vertreter einer ſolchen können wir etwa Wilhelm Bölſche anſprechen mit ſeinem „Liebesleben in der Natur".

Der Begriff des Auslebens oder Auswirkens des Lebenstriebes zeigt uns nun wieder deutlich, in welchem Maße ſchon der Lebensbegriff ſelbſt als ein Wertbegriff oder als ein mit Werten behafteter Begriff erſcheint. Freilich wird in den meiſten dieſer Schriften, in denen das Ausleben als natürliches Recht gefordert wird, die notwendige Unterſcheidung zwiſchen Wert und Wirklichkeit gar nicht gemacht, die Wertfrage gar nicht als ſelbſtſtändige Frage geſehen, es gilt als Selbſtverſtändlichkeit, daß das Leben als ſolches ſchon Wert hat. Wenn dazu die metaphyſiſche Vorſtellung vom Weſen der Wirklichkeit als Leben tritt, ſo bleibt kein Zweifel mehr, daß das Leben nicht nur *ein* Wert, ſondern der Wert ſchlechthin iſt, oder mit andern Worten, daß das Leben das höchſte der Güter iſt, daß alle Werte nur in dem Maße Geltung haben können, in dem ſie mit dem Leben in Beziehung ſtehen, daß alle Werte ſich als Lebenswerte erweiſen müſſen. Wenn nun die Philoſophie im letzten Grunde die Wiſſenſchaft von dem iſt, was gilt, oder was Wert hat, oder wenn ſie uns mit andern Worten den Sinn der Welt und des Lebens enthüllen ſoll, dann kann nun keinen Augenblick mehr Zweifel ſein, daß ihre Aufgabe ſich in der Erforſchung des Lebens erſchöpft. Die Bedingungen ſeines Entſtehens, ſeines Verfalls und Wachstums bis zur höchſten Höhe ſoll ſie uns zeigen. Die Lehre vom Leben, die Biologie, iſt demnach die eigentliche Grundwiſſenſchaft, die uns zu einer allein wahren Lebensauffaſſung und Lebensgeſtaltung führt. Alle Philoſophie muß Biologie ſein oder ſie iſt nichts.

Aber wenn alles Leben ſchon an ſich wertvoll iſt, ſcheint es dann nicht eben deshalb ausſichtslos, dem Leben ſelbſt Wertgeſichtspunkte zu entnehmen? Dieſer Frage gegenüber iſt der Biologismus indes nicht in Verlegenheit. Die Lehre vom Leben weiſt ein gerade in dieſer Hinſicht ſehr ergiebiges Gegenſatzpaar auf, nämlich die Begriffe des „aufſteigenden" und des „niedergehenden" Lebens. Aus dieſen Begriffen läßt ſich leicht ein natürliches Schema gewinnen, durch das der Wert der einzelnen Kulturgüter beſtimmt werden kann. Wenn es innerhalb des Lebens ſelbſt Gradunterſchiede oder Wertintenſitäten gibt, dann iſt die oben geſtellte Frage leicht zu beantworten. Alle Kulturtätigkeit hat eben dann dem aufſteigenden Leben zu dienen, und ihr Wert beſtimmt ſich nach dem Grade, indem ſie der Erhöhung der Lebensintenſität dient. Alle Wertgegenſätze, die ſich als giltig erweiſen ſollen, gut und böſe, ſchön und häßlich, wahr und falſch uſw., müſſen ſich durch den einen Wertgegenſatz „geſund" und „krank" erſetzen laſſen. Der Begriff der Lebensintenſität kann aber nun ſowohl auf das individuelle, als auf das ſoziale Leben Anwendung finden. In beiden Fällen

ist er der eigentliche Wertbegriff des Lebens, im letzteren aber das höchste Ideal der Kultur. Auf das Maximum an Lebensintensität für die Gattung, die gesamte Menschheit, hat alle Kulturtätigkeit abzuzielen. Wenn wir unter diesem Gesichtspunkt die vielerlei modernen Bestrebungen zur Leibeskultur, die in vielen Fällen nicht bloß als Mittel, sondern als Selbstzweck auftritt, betrachten, müssen wir zu dem Schlusse kommen, daß ihnen in ebenso vielen Fällen bewußt oder unbewußt eine biologische Weltanschauung zugrunde liegt.

Wenn nun auf diese Weise das Ziel des Lebens dem biologischen Lebensbegriff selbst entnommen ist, so müssen auch die Wege zu diesem Ziel natürlich aus demselben Gebiet stammen, und wie der Zweck, so müssen auch die Mittel einen Wertcharakter erhalten, sie müssen Bedingungswerte werden. Welche Mittel gibt uns nun die Biologie zur Entfaltung und Steigerung der Lebensintensität an die Hand? Die Gesundheitslehre und der Arzt können zur Beantwortung dieser Frage nicht allein maßgebend sein, denn durch sie kann auch ein nicht mehr steigerungsfähiges Leben bloß erhalten werden zum Nachteil der Rassenhygiene. Es müssen offenbar die Naturgesetze des Lebens, deren Erforschung Aufgabe der Biologie ist, normativ gewandt werden, sie müssen zu Normen, zu Regeln der Lebenshaltung auf allen Gebieten werden, auf denen sich das Leben in seiner kulturellen Entfaltung betätigt. Als oberstes Gesetz der Lebensentwicklung ist aber das Gesetz der Auslese festgestellt worden. Dieses Gesetz der „natürlichen Auslese" gilt es also, auf allen Gebieten des Lebens zur rücksichtslosen Anwendung zu bringen. Religion und Wissenschaft, Kunst und Ethik, Staat und Wirtschaft werden durch dieses Gesetz zu neuen Formen geführt, die allein absolut wertvoll sind, und durch die biologische Weltanschauung wird die Menschheit erst wieder befähigt, neue Höhepunkte zu finden, nachdem sie es verlernt hat, ihr Dasein nach lebensfremden Idealen zu formen.

Auf der Grundlage der bisher gezeichneten Hauptlinien einer biologischen Weltanschauung haben sich nun besonders in der weiteren Bearbeitung der einzelnen Kulturgebiete nach biologistischen Grundsätzen bei den einzelnen Vertretern derselben mancherlei Eigenarten und Gegensätze entwickelt. Als erste ausgesprochene Form einer biologischen Weltanschauung dürfte die irrationale Metaphysik Schopenhauers anzusehen sein. Aus dem Verhältnis des Ding-an-sich-Begriffs zu den Kategorien in der Lehre Kants haben sich sowohl die Systeme der Vernunft, als auch die Metaphysik der Irrationalen entwickelt. Das Entscheidende war nur, in welcher Gestalt der Ding-an-sich-Begriff objektive Realität erhielt. In der letzten, religiösen Periode seines philosophischen Forschens war schon Schelling wegen des Unvermögens der Vernunft, alle Erscheinungen der Welt aus einem Prinzip zu deduzieren, zu der Anschauung gekommen, das Wesen der Welt sei etwas Irrationales. Dies konnte aber nichts anderes sein, als ein unbewußter Trieb, also ein blinder Wille. Dieser erzeugt aus sich die Vernunft, und der Weg dieser Erzeugung hat seinen Reflex in der Entwicklung der metaphysischen oder auch religiösen Erkenntnis in der Geschichte. Bei Schopenhauer verwandelt sich dieser Begriff des Willens in den Begriff des „Willens zum Leben", und dieser ist ebenfalls das Wesen der Dinge, der innerste Wesenszug der Wirklichkeit. Dieser Wille zum Leben ist also ungefähr dasselbe, was die mo-

derne biologistische Philosophie als Leben bezeichnet. Freilich kommt Schopenhauer in bezug auf diesen Willen zum Leben zu einem völlig negativen Resultat. Da der Wille selbst unvernünftig ist und sich darum in eine unvernünftige, elende Welt objektiviert, so darf er nicht bejaht, sondern er muß verneint werden. Die empirische Möglichkeit dieser Verneinung weiß Schopenhauer allerdings aus dem Urwillen nicht abzuleiten, betrachtet sie aber als vorliegend in der Aszese und in der interesselosen Zuwendung zu den Ideen, die selbst wieder nur dauernde Formen der Objektivation des Willens zum Leben sind. Zu einem ähnlichen Resultate gelangt Eduard von Hartmann, der den irrationalen und rationalen Zweig des deutschen Idealismus wieder vereinigen zu können glaubte, indem er im Urgrund der Wirklichkeit den Willen und die Idee koordinierte und aus der Beziehung beider in seiner Kategorienlehre die Fülle des Daseins zu erklären unternahm.

Die Verlegung des Schwerpunktes aus dem Theoretischen ins Praktische, die als Grundzug des deutschen Idealismus besonders bei Fichte hervorgetreten war, machte sich auch in der Entwicklnng der Psychologie im 19. Jahrhundert und bis zur Gegenwart dahin geltend, daß die Psychologie eine entschiedene Richtung auf den Willen, die Form des Voluntarismus, annahm. So sehr nun auch diese Richtung zur endlichen Ueberwindung des Demokritismus, der mechanischen Weltanschauung, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beitrug, so sehr bot sie in ihren metaphysischen Formen, die sie etwa bei Maine de Biran, Beneke und Wundt annahm, die gelegensten Rückhalte und Anregungen für eine Wertphilosophie des Lebens. Die Hauptwege, die zu einer solchen führten, gingen von der evolutionistischen Moral aus, wie sie in Deutschland als einer der ersten Paul Rée, in Frankreich Fouillée, in England Spencer verkündete. Die Utilität der Moral, die man als Erbstück aus der Aufklärung herübernahm, begründet sich aus ihrem Beitrag zur Lebensintensität, zur Entwicklung des Lebens als dem Inbegriff aller Werte. Selbst die Religion kann in dieser Funktion ihre Berechtigung erhalten, und sie wurde auch in dieser Weise von dem Engländer Kidd und dem Franzosen Guyau mit der Moral im Dienste der Lebensentwicklung verbunden. Optimismus und Pessimismus, das Leben als höchster Wert und als höchster Unwert, beide waren aus dem Boden des deutschen Idealismus erwachsen. Und auch von dem Demokritismus war eine Wertung des Lebens ausgegangen, eine entschiedene Bejahung des Lebens, wenigstens in seiner Gesamterscheinung, obwohl er aus der Logik seines Systems heraus nicht die geringste Veranlassung hatte, das Leben als Mechanismus unter Wertgesichtspunkte zu stellen. Feuerbach und Dühring, insbesondere der letztere in seinem Buche vom „Wert des Lebens", sind die Vertreter dieses materialistischen Optimismus, die von der Entwicklung des Lebens die Realisierung aller Werte und Wünsche erwarteten.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die prinzipielle Unklarheit, die in dem Begriff des Lebens steckte, in der leidenschaftlichen Frage zum Ausdruck kam, welches Leben denn nun eigentlich wertvoll oder der Inbegriff aller Werte sei, das individuelle oder das Gattungsleben. Der Gegensatz zwischen natur-

wissenschaftlichem und historischem Denken, der das ganze Geistesleben des 19. Jahrhunderts beherrschte und auch das der Gegenwart in hohem Maße beeinflußt, zeigte sich an dieser Stelle besonders deutlich. So sehen wir zwei Typen des Lebenswertes erscheinen wie Stirners „Einzigen und sein Eigentum" und Nietzsches Uebermenschen, beide durch ein halbes Jahrhundert getrennt und insofern verschieden, als der „Einzige" das Individuum in seiner totalen Abgelöstheit von der Gattung darstellt, der „Uebermensch" dagegen die Entwicklung und damit die Gattung wenigstens als Bedingung voraussetzt, wenn er auch selbst der Sinn der Welt und des Lebens bleibt. Nietzsche ist der einflußreichste Biologist am Ende des 19. Jahrhunderts gewesen und ist es literarisch bis auf die Gegenwart geblieben. Ein charakteristischer Zug seines Denkens ist das berühmte Pathos der Distanz, die aristokratische Färbung seines Lebenswertes, dessen Typus der Uebermensch ist. Darum lehnt er den Kampf ums Dasein als Sinn der Geschichte und Kultur ab. Nicht das nackte Leben ist ein Wert, sondern die höchste Entfaltung desselben. Die Blüte des Lebens aber ist die Macht, darum ist der Kampf um die Macht die innerste Bedeutung der Menschheitsentwicklung. Alles, was als Wert gelten soll, muß der Macht dienen, und weil alles bisher der Schwäche diente, so muß es entwertet werden. Der Wille zur Macht steht jenseits von gut und böse, von wahr und falsch. Von ihm aus sind die Tafeln der Werte neu zu konstruieren. In Nietzsche sind fast alle Mächte der geistigen Entwicklung des 19. Jahrhunderts zusammengeströmt, die fröhliche Wissenschaft der Aufklärung und das unbeschränkte Genie der Romantik, die Hegelsche Idee und die Metaphysik des Irrationalen, die historische und die naturwissenschaftliche Weltanschauung, der Mechanismus und der Vitalismus, der Intellektualismus und der Voluntarismus, das Dionysische und das Apollinische. Sie haben in ihm gewühlt und sich bekämpft, und die geistigen Mächte haben das Individuum zwischen sich zerrieben. Aber besonders die biologische und evolutionistische Färbung seiner Gedanken sind Mode geworden.

Wenn für Nietzsches aristokratische Lebensphilosophie die Verachtung der Viel-zu-Vielen charakteristisch ist, der Hungervarietäten an geringeren Graden der Lebensintensität, so kommt eine andere mehr demokratische Richtung zu dem entgegengesetzten Resultate einer Oekonomie des Lebens, eines sparsamen Umgehens mit der Vitalität, damit aus einem möglichst großen aufgespeicherten Kapital die immer größere Steigerung der Lebensintensität ermöglicht werde. Die Vertreter dieser Richtung verlangen rationales Umgehen mit dem kostbaren Leben, sie erstreben Staatseinrichtungen, die diese Lebensökonomie in Erzeugung und Verbrauch des Lebens sichern sollen. Im einzelnen brauchen diese Staatseinrichtungen nicht erörtert zu werden. Die Mengen der vorhandenen Energie geben uns die kulturellen Höhepunkte des Lebens, und selbst die Wissenschaft wird unter diesem Gesichtspunkte der Sparsamkeit betrachtet als Denkökonomie, als das „Denken der Welt nach dem Prinzip des kleinsten Kraftmaßes". Diese Utilität des Denkens, die im sog. Pragmatismus ihren Höhepunkt erreicht, mutet uns wie eine ins Kleinliche und Pedantische verzerrte Philosophie des Lebens an, die bei Nietzsche noch wenigstens Großzügigkeit in den Zielen wie in der Ausfüh-

rung hatte. Diese Größe aber soll ihr wieder zurückgegeben werden in einer biologischen Metaphysik, die mit einem gewissen Pathos das Leben als Weltgrund feiert, mit dem wir uns eins fühlen und an das wir uns mit religiöser und künstlerischer Inbrunst anschließen können. Auf diese Weise soll ein Idealismus gewonnen werden, der alle Gebiete der Kultur zu umfassen imstande ist, und der nicht wie der frühere lebensfremde und lebensferne Idealismus auf einem Dualismus von Sein und Sollen, von Diesseits und Jenseits, von Erleben und Erkennen aufgebaut ist, sondern der einen Monismus darstellt, der aus dem Erleben erwächst und das Leben zu seinem höchsten Ziel hat. Der eindrucksvollste und erfolgreichste Vertreter einer solchen biologistischen Metaphysik ist unstreitig der französische Philosoph Henri Bergson. In seiner Philosophie [1]) wird es besonders deutlich, daß in dieser Philosophie des Lebens die Begriffe des „Erlebens" und des „Lebens" fortwährend in einander überfließen. Erlebnis und wissenschaftliches Begreifen erfahren bei Bergson wie schon bei Schopenhauer eine Umkehrung. Das Erlebnis ist nicht mehr das Erste, sondern das Zweite, das auf tieferen Grund führt, als die Begriffe der Wissenschaft es vermögen, die nur auf eine Berechnung der Welt eingestellt sind. Das Erlebnis oder die Intuition verbindet uns unmittelbar mit dem Weltgrund, der allen Erscheinungen und auch ihrer wissenschaftlichen Erforschung zugrunde liegt. Das Erlebnis enthüllt uns das Wesen der Dinge. Und dieses Wesen der Dinge wieder ist nichts anderes als das, was sich im Erlebnis selbst offenbart, das Leben, als ein hochflutender Lebenstrieb (élan vital), und der ganze Zusammenhang der Welt ist ein Lebenszusammenhang, aus dem das Leben sich selbst immer höher gebiert, eine schöpferische Entwicklung (évolution créatrice). Der Sinn der Welt ist auch für Bergson der Organismus.

Wenn wir nun in eine Kritik dieser Lebensphilosophie eintreten, so dürfte ohne weitere Untersuchung soviel klar sein, daß mit der prinzipiellen Frage, ob denn aus dem Leben selbst sich Wertgesichtspunkte zur Beurteilung des Lebens entnehmen lassen, der Lebensnerv dieser Philosophie berührt ist. Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir zunächst eine noch allgemeinere Frage, die sich auf die logische Struktur der Biologie bezieht, vorausschicken. Und diese Frage ist: Kann eine Naturwissenschaft überhaupt Normen und damit Werte begründen? Auf den ersten Blick erscheint die Antwort auf diese Frage sehr einfach: die Naturwissenschaft betrachtet ihren Gegenstand nur unter dem Gesichtspunkt der Kausalität und ist darum keine normative Wissenschaft, sie ist völlig wertfrei. Aber lassen sich denn aus der Naturwissenschaft überhaupt keine Normen gewinnen? Lassen sich die Ergebnisse der Naturwissenschaft nicht in Normen umwandeln, ja müssen sie nicht gerade zu Normen werden für jede Tätigkeit, die den Naturgesetzen gemäß verlaufen und deren Ergebnis mit den Naturgesetzen übereinstimmen soll? Ist darum die angewandte Naturwissenschaft, die Technik, nicht gerade als eine eminent normative Wissenschaft zu betrachten? Gibt die Technik nicht dem Techniker die Regeln an, nach denen er verfahren muß, wenn er etwas technisch Wertvolles oder Leistungsfähiges zustande bringen will? Auf diese Frage ist die Antwort nun allerdings sehr einfach. Die angewandte Natur-

[1]) Die wir demnächst im Zusammenhang darzustellen beabsichtigen.

wissenschaft gibt allerdings die Normen an, nach denen verfahren werden muß, wenn etwas technisch Leistungsfähiges, sagen wir eine Maschine, erreicht werden soll, oder wenn der Techniker eine solche Maschine fertigstellen will. Weshalb aber will der Techniker eine solche Maschine? Nur weil er von ihren Leistungen etwas aus anderen Gründen für ihn Wertvolles erwartet, weil er also mit der Maschine einen Wert verknüpft. Der wertende Wille des Menschen bringt die Teleologie in den rein naturwissenschaftlichen Zusammenhang. Die Naturwissenschaft gibt nur die Bedingungen an, die durch den Willen zu einem wertteleologischen Zusammenhang vereinigt werden. Eine Maschine, und wäre es auch ein Luftschiff, an sich als wertvoll ansehen ohne Rücksicht auf ihre Leistung zur Realisierung von Werten, ist eine absolute Gedankenlosigkeit.

Aber entnimmt denn nicht eine so eminent normative Wissenschaft wie die Ethik ihre Normen der natürlichen Struktur des Lebens, des individuellen und sozialen Lebens? Heißt nicht die Grundregel einer weitverbreiteten und in der Geschichte des Geisteslebens immer wiederkehrenden ethischen Richtung: Lebe naturgemäß? (ὁμολογουμένως τῇ φύσει ζῆν, wie es in der Ethik der Stoa heißt). Vermeide alles, was unnatürlich ist! Das Natürliche ist auch das Sittliche! Eine Auseinandersetzung über die Richtigkeit dieser ethischen Normierung ist für unsern Zweck nicht notwendig; wir brauchen, um zu erkennen, daß auch hier der Natur keine Normen entnommen werden, bloß festzustellen, was in dem erwähnten Zusammenhang mit dem Worte „Natur" gemeint sein kann. Sicherlich nicht die Natur in ihrer Totalität, weil es in diesem Sinne etwas „Unnatürliches" nicht geben kann und weil dadurch die Natur aufgefordert würde, ihre eigenen Gesetze zu befolgen. Also nur ein Teil der Natur kann gemeint sein, der einem andern Teil durch einen Willen als normierend gegenübergestellt wird zur Erreichung eines Zweckes, der Verwirklichung des ethischen Ideals. Also auch hier muß der wertende und freie Wille erst hinzutreten, um aus der „Natur" Normen des Handelns zu gewinnen.

Nachdem wir eingesehen haben, daß die Naturwissenschaft schlechterdings außer stande ist, von sich aus Werte zu begründen, fragt es sich aber, ob die Biologie eine Naturwissenschaft in diesem völlig wertfreien Sinne ist, oder ob sie sich nicht gerade dadurch von den andern Naturwissenschaften wie Physik, Chemie usw. prinzipiell unterscheidet, daß sie es mit Wertobjekten zu tun hat. Ein Mechanismus mag wertfrei sein, aber ist es auch der Organismus, der Gegenstand der Biologie? Es erscheint uns allerdings sehr natürlich, den Organismus als einen nicht rein kausalen, sondern teleologischen Zusammenhang, auch schon als einen Wertzusammenhang anzusehen, aber nur, weil die Bedeutungen von Telos als „Zweck" und als „Ende" in der Vorstellung nicht fortwährend auseinandergehalten werden. Und auch, wenn wir das Telos als Ziel oder Zweck auffassen, müssen wir immer noch unterscheiden zwischen einem Ziel, das erreicht werden muß, und einem Ziel, das erreicht werden soll. Daß der Organismus ein Ziel in der Natur ist, mag dahingestellt bleiben, aber zu einem Wert kann auch er nur durch den wertenden Willen des Menschen werden. Und daß dieser Wille des Menschen sich unbewußt geltend macht und störend

in die Klarheit der Vorſtellungen tritt, indem er von „höherem“ und „niederem“ Leben ſpricht, von Vervollkommnung des Lebens oder auch von Entwicklung des Lebens „vom Bazillus bis zum Menſchen“, iſt leicht verſtändlich. Das Wort Leben iſt eben deshalb, wie wir oben bemerkten, mit Gefühlstönen und Wertakzenten behaftet. Mit dieſen ſoll gerade die Biologie als Naturwiſſenſchaft aufräumen. Für ſie gilt es, nur die Tatſächlichkeit des Lebens zu erforſchen und in die Form von Geſetzen zu bringen, wenn es auch nie gelingen kann, das Leben als Mechanismus zu begreifen, während die Wertung des Lebens außerhalb ihres Gebietes liegt. Aufſteigendes und niedergehendes Leben, Krankheit und Geſundheit kennt die Biologie als ſolche nicht, ſondern nur die Therapie; und auf der darwiniſchen „natürliche Auslese“, die gerade die „Entwicklung“ des Lebens rein kauſal erklären will, normative Bedeutung beimeſſen, auf ſie ethiſche und geſellſchaftliche Reformen gründen wollen, iſt eine logiſche Ungereimtheit ſondergleichen. Es gab eine Zeit, da wollte man auf Newtons Gravitationstheorie ethiſche Normen gründen. Im Grunde iſt das nicht abſurder, als aus dem „Leben“ Normen gewinnen zu wollen.

Aber wir können der Frage, um die es ſich hier handelt, noch eine weitere Vertiefung geben, indem wir auch nach anderen als biologiſch-naturwiſſenſchaftlichen Begründungen des Lebenswertes Umſchau halten. Wenn das Leben ſich auch nicht rein biologiſch als Wert oder gar als höchſtes Gut nachweiſen läßt, ſollte es nicht vielleicht andere Gründe geben, auf die ſich die Idee von dem Leben als dem höchſten Wertbegriffe ſtützt? Natürlich dürfen wir unter Leben auch hier nicht alles verſtehen, was durch ein Erlebnis in den Umkreis des Bewußtſeins gelangen kann, ſondern eben nur das, was die Biologie unter Leben verſteht. Erſcheint es nun in dieſem Sinne nicht ſelbſtverſtändlich, daß das Leben etwas Wertvolles iſt? Wird es nicht von den Poeten als etwas Herrliches gefeiert, ja als etwas, an dem alle Schönheitswerte haften, und teilt es ſich nicht unſerm Bewußtſein ohne Vermittlung des Verſtandes als etwas mit, das erſtrebenswert und darum wertvoll iſt? Wir haben ſchon oben bemerkt, daß der Lebensbegriff Wertakzente mitbringt, wenn er aus dem Sprachgebrauch des täglichen Lebens herübergebracht wird, weil jeder unbewußt die Wertbegriffe mit dem Leben als ihrer nächſten Bedingung in Verbindung bringt, und wir haben auch geſehen, daß es Aufgabe der Biologie als Naturwiſſenſchaft iſt, den Lebensbegriff aus dieſer vorwiſſenſchaftlichen Verbindung zu löſen. Tatſächlich iſt in den oben genannten Zuſammenhängen, wenn das Leben als Gut geprieſen wird, nicht der biologiſche Begriff gemeint, ſondern eben der Inbegriff der Güter, die dem Leben Wert verleihen. Wir ſehen das ſofort ein, wenn wir den wertbetonten Lebensbegriff mit dem biologiſchen Begriff des Vegetierens oder des organiſchen Daſeins vertauſchen. Das Vegetieren als ein Gut anſehen oder als höchſtes Gut, erſcheint uns natürlich abſurd. Ebenſo ſinnlos wäre es, das Vegetieren im Gegenſatz zum „Totſein“ oder auch meinetwegen zum Nichtſein als das „Beſſere“ hinzuſtellen. Das bloße Daſein iſt ebenſo wie das bloße Vegetieren ein völlig wertfreier Begriff, der erſt als Vorausſetzung mit allen Werten in Verbindung gebracht werden kann.

Aber scheint sich nicht gerade daraus, daß das Leben Voraussetzung und Bedingung aller Güter und Werte ist, das Leben als höchstes Gut und als Zentralwert zu erweisen? In der Tat mag dies der Punkt sein, der vielen Vertretern der biologistischen Lebensphilosophie als ausschlaggebend erscheint, und das Leben als Bedingung aller Kultur scheint mehr oder weniger bewußt den Beweisgründen für das Leben als Grundwert ihre Kraft zu verleihen. Und gerade dies ist auch der Punkt, der, zur logischen Klarheit gebracht, die Hoffnung, das Leben als Wertbegriff zu erweisen, in jeder Hinsicht zerstört. Denn gerade, wenn das Leben Bedingung für die mögliche Realisierung aller Werte ist, kann es selbst kein Wert sein. Die Bedingung kann niemals unter den Begriff des Bedingten fallen. Weil der Raum die Bedingung für jede mögliche Bewegung ist, kann er selbst niemals unter den Begriff der Bewegung fallen, und weil er Bedingung für jede körperliche Realität ist, kann er selbst keine körperliche Realität aufweisen. Die Bedingung für die Möglichkeit einer Sache kann niemals die Sache selbst sein. Wenn das Leben also Bedingung aller Werte ist, kann es selbst kein Wert sein, sondern die Werte erst, die durch das Leben verwirklicht werden, verleihen ihm Wert. Natürlich soll diese Beweisführung nur als argumentum ad hominem gelten, und nicht die Frage als entschieden voraussetzen, daß das biologische Leben tatsächlich die einzige Bedingung für die Verwirklichung von Werten ist, und daß es keine Werte und Güter gebe, die jenseits des biologischen Lebens ihre Realisierung finden.

Aber vielleicht werden sich die Vertreter der biologistischen Weltanschauung mit den bisherigen Beweisgründen trotz alledem noch nicht zufrieden geben und fragen, ob denn das Leben eben *nur* als Bedingung für die Realisierung aller Werte in Frage komme? Und ob es nicht außer der Bedingung auch der Sinn aller Werte sei? Ob es nicht das einzige Bestreben der Natur sei, immer mehr Leben und immer reicheres und intensiveres Leben hervorzubringen? Aber woher wollen diese Philosophen wissen, daß das Leben der Endzweck des Naturgeschehens sei, daß die Natur bestrebt sei, das Mechanische immer mehr in das Organische überzuführen? Die Natur erzeugt mit gleicher Beständigkeit das Mechanische wie das Organische und beides in unübersehbarer Mannigfaltigkeit. Oder ist nicht auch das Organische in einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit vorhanden? Kann es einen Sinn haben, zu behaupten, dies alles habe schon deshalb Wert, weil es organisch sei? Kann eine unendliche Mannigfaltigkeit der Sinn einer andern unendlichen Mannigfaltigkeit sein? Und führt die Natur nicht ebenso viel Organisches in das Mechanische zurück, wie sie es daraus hervorbringt? Sie erzeugt und vernichtet Leben in gleicher Rücksichtslosigkeit. Und steht nicht das Organische selbst in Feindschaft mit sich? Von dem Tod des einen hängt das Leben des andern ab. Wer das eine wertvoll nennt, dem muß das andere als wertfeindlich gelten. Wenn die Bazillen leben, stirbt der Mensch, und wenn die Bazillen sterben, wird der Mensch gesund. Die Natur aber bringt mit gleicher Liebe Menschen wie Bazillen hervor oder vielmehr mit derselben Gleichgiltigkeit. Die Natur kennt keine Werte. Und der Naturforscher findet das biologische Leben der Bazillen ebenso interessant wie das des Menschen. Daß ich bloß lebendig

bin, kann also noch nicht ein Wert heißen, sondern erst, was ich mit dem Leben mache, entscheidet über seinen Wert oder Unwert, welche Werte ich im Leben verwirkliche oder mit andern Worten, welchen Inhalt ich meinem Leben gebe.

Aber wir können noch einen Schritt weiter gehen. Nicht nur lassen sich aus dem biologischen Lebensbegriff keine Werte ableiten, sondern die Werte der Kultur stehen in einem gewissen Gegensatz zum bloßen Leben. Das Leben wird durch die Kultur in einem gewissen Sinne zurückgedrängt und getötet. Für die wissenschaftliche Tätigkeit mag es ja noch zweifelhaft erscheinen, ob sie im biologischen Sinne lebensfeindlich ist, da die Vertreter der biologistischen Weltanschauung ein direktes Utilitätsverhältnis zwischen Wissenschaft und Leben heischen und den Forscher, der um der theoretischen Wahrheit willen ohne Rücksicht auf praktischen Nutzen arbeitet, als Entarteten bezeichnen werden. Diesen Standpunkt des Bakonismus können wir auf sich beruhen lassen. Aber weist nicht die Wissenschaft selbst eine große Lebensfremdheit auf, bedeutet nicht Wissenschaft die Entfernung vom bloßen Leben? Das Zentrum der Wissenschaft ist der abstrakte Begriff, das denkbar unlebendigste Gebilde, und das Leben im biologischen Sinne, als auch im Sinne von Erleben geht in keine Wissenschaft ein. Alles, was wir wissenschaftlich begreifen wollen, müssen wir von uns entfernen, müssen wir unlebendig machen. Soweit ein Objekt noch Leben enthält, ist es noch nicht begriffen. Ja, man kann die Wissenschaften geradezu nach dem Grade klassifizieren, in dem sie sich vom Leben entfernen. Die beiden äußersten Punkte einer solchen Klassifikation der Wissenschaften nach ihrer Lebensferne würden die Mathematik und die Geschichte einnehmen, die unlebendigste und relativ lebendigste Wissenschaft. Aus der Einsicht von der Unlebendigkeit der Wissenschaft hat der Philosoph Bergson die Wissenschaft, den Begriff als Erkenntnismittel für die Philosophie aufgegeben und will an ihre Stelle das Erlebnis setzen.

Wie mit der Wissenschaft, verhält es sich auch mit den andern Kulturgütern. Die Kunst steht zwar dem Leben weit näher, als die Wissenschaft, aber auch sie weist eine gewisse Lebensferne auf und muß sie aufweisen. Die Naturalisten in der Aesthetik verlangen zwar möglichste Annäherung an das Leben, ja manche erstreben vollständige Ineinsbildung mit dem Leben, aber sie verlangen Unerfüllbares. Ueber eine gewisse Linie der Lebensnähe wird jedes Kunstwerk unerträglich, und wenn es erreicht werden könnte, daß es mit dem Leben zusammenfiele, würde es seine Existenzberechtigung verlieren. Wenn die Natur siegt, muß die Kunst entweichen. Was die Ethik als Wissenschaft angeht, so teilt sie die Lebensferne mit der Wissenschaft überhaupt. Das ethische Verhalten weist insofern eine gewisse Lebensnähe auf, als es sich im Leben betätigt, um so weiter entfernt es sich aber von ihm an den Punkten, wo es in einen Gegensatz zu dem bloß biologischen Leben treten muß. Daß es solche Punkte gibt, zeigt sich besonders im sozialethischen Verhalten. In einer so eminent sozialethischen Zeit, wie ein Weltkrieg sie darstellt und überhaupt ein um seine kulturelle Existenz kämpfendes Volk, wo jeder bereit sein muß, das bloße Leben um höherer Werte willen zurückzudrängen oder preiszugeben, brauchen wir hierauf

nicht näher einzugehen. Daß eine Regelung der bloßen Vitalität als Vorausſetzung für jede Möglichkeit einer ſozialen Exiſtenz erforderlich iſt, iſt ohne weiteres erſichtlich. Aber die Vitalität ſelbſt als ethiſche Norm ſetzen, vom Ausleben der Vitalität, vom Recht auf Mutterſchaft oder auf Ausleben der Sexualität reden, iſt völlig ſinnlos. Die Naturtriebe ſind ethiſch völlig indifferent. Sie ſind eine bloße Tatſache, die in ihrer Tatſächlichkeit erforſcht werden, aus der aber niemals ethiſche Normen entnommen werden können.

Die größte Lebensferne aber weiſt das religiöſe Verhalten auf. Wenn man freilich wiederum die höchſte Lebensintenſität zugleich als höchſtes religiöſes Leben hinſtellt und die Gottheit ſelber das Leben des Univerſums nennt, ſo hat man die Religion nicht nur auf einen ganz neuen Begriff gebracht, der mit dem alten nicht das geringſte mehr zu tun hat, ſondern Religion und Ethik verlieren auch vollſtändig ihren Sinn, weil dann in der Welt und im Leben eben alles iſt, wie es ſein ſoll. Sein und Sollen können dann freilich keine Gegenſätze mehr bilden, und von einer Normierung, alſo auch von Gewinnung von Normen der Kultur aus dem Leben kann keine Rede mehr ſein. Natur und Kultur fallen in jeder Hinſicht zuſammen, und ihr bisheriger Dualismus bleibt als unlösbares Rätſel zurück. Iſt dagegen die Religion ein jenſeitiger Wertzuſammenhang, der erſt zu dem bloß biologiſchen Leben hinzutritt, ſo wird das Leben zu einem Mittel der Realiſierung dieſer Werte, und es kann, wenn es dieſen Charakter einbüßt, ſeinen Wert derart verlieren, daß es von dem religiöſen Menſchen ohne Bedenken preisgegeben wird. Das höchſte Glück, ein ganz einem großen Wertgedanken geweihtes Leben, kennt die biologiſche Weltanſchauung nicht.

Das einzig Erfreuliche an dieſer biologiſtiſchen Lebensphiloſophie ſcheint manchen darin zu liegen, daß ſie wenigſtens aus der Oede einer mechaniſchen Weltanſchauung rettet, daß nach ihr die Welt wenigſtens ein Organismus iſt, alſo etwas Irrationales, daß etwas Unbegreifliches im Mittelpunkt der Welt ſteht, und daß ſie erkannt hat, aus naturwiſſenſchaftlichem Begreifen laſſe ſich keine Weltanſchauung bilden. Aber von philoſophiſchen Wertgeſichtspunkten aus verhält ſich ein Organismus im Grunde nicht anders als ein Mechanismus. Beide können nur als Tatſachen in Frage kommen, aus denen ein Sinn der Welt ſchlechterdings nicht zu gewinnen iſt. Organismus und Mechanismus, beide verhalten ſich indifferent gegen die großen Wertfragen des Lebens. In beiden iſt für ein Sollen kein Platz. Auch das Leben ſelbſt kann nicht der Sinn des Lebens ſein.

□ □ □

Die Miſſionare Oblaten.

Von Prof. Dr. Hamm, Trier.

Am 25. Januar 1916 waren es 100 Jahre, daß die Genoſſenſchaft der Patres Oblaten ihren Anfang genommen. Der ſäkulare Gedenktag hat eine vornehm ausgeſtattete Feſtſchrift erſcheinen laſſen: „Die Genoſſenſchaft der Miſſionare Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria im

ersten Jahrhundert ihres Bestehens". Dargestellt von mehreren Patres der deutschen Ordensprovinz Hünfeld bei Fulda. Verlag der Zeitschrift „Maria Immaculata", 112 Seiten, mit 9 Kunstdruckbeilagen und 77 Bildern im Text. Preis 3 Mk. Der Inhalt des Gedenkbuches schildert im ersten Teile die Entwicklung der Genossenschaft bis zum Tode des Stifters, im zweiten, größeren Abschnitt die Ausbreitung des Werkes vom Heimgang des Gründers bis auf unsere Tage. Es ist ein farbenprächtiges, weltumspannendes Gemälde, das die Darsteller unsern staunenden Blicken aufrollen, und auch wir empfinden hohe Befriedigung ob der hervorragenden, von Gott gesegneten Leistungen der Weltstiftung Eugen de Mazenods, dessen deutsche Söhne im heimischen Lande sich in kurzer Zeit eine ebenbürtige Stellung neben den alten Orden als ausgezeichnete Volksmissionare und tüchtige Mitarbeiter in der Seelsorge errungen haben.

* * *

Die Biographen hervorragender Persönlichkeiten in der Kirche Christi weisen darauf hin, daß Gott den Gründer irgend eines bedeutsamen Werkes gleichsam mit der Fülle seiner Gaben überschütte, um so auch die späteren Generationen tief in den dem Werke eigenen Gottesgeist einzutauchen.

Mazenods Feuerseele durfte mit dem Völkerapostel das herrliche Wort aus dem ersten Korintherbrief sich zu eigen machen: „Obwohl ich frei da stand gegenüber von allen, habe ich mich allen zum Knechte gemacht, um recht viele zu gewinnen . . Ich bin den Schwachen geworden wie ein Schwacher, damit ich die Schwachen gewänne. Allen bin ich alles geworden, damit ich alle errette. Aber alles tue ich des Evangeliums wegen, damit ich dessen Mitteilnehmer werde." (9, 19, 22, 23.) Einige Abschnitte später gibt uns der Völkerapostel auch in anderer Formulierung die Triebkraft seiner Handlungsweise an in dem ewig unvergänglichen 13. Kapitel, dem Hohenliede der Caritas. Wie rauh derartige Grundsätze ins Menschenleben eingreifen, macht er den Korinthern im 11. Kapitel des zweiten Briefes klar, dessen abschließende Gedanken (12, 10) lauten: „Darum ist es mir wohl in Schwachheiten unter Mißhandlungen, in Nöten, in Verfolgungen und Bedrängnissen um Christi willen. Denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark." —

So scheint Mazenods Geist herangereift zu sein. Geboren am 1. Aug. 1782 als einziger Sohn des Kammergerichtspräsidenten Anton de Mazenod zu Aix in der sonnigen Provence, mußte der kleine Karl Josef Eugen schon als zarter Knabe vor der herannahenden Revolution nach Italien flüchten. Erst 1802 kehrte er zur Heimat zurück. Schon dem Knaben schwebte als Ideal vor, sein Leben der Ehre Gottes und dem Heile der Seelen zu weihen. Als eines Tages sein Großonkel Karl Alexander, früher Generalvikar von Marseille, dem Dreizehnjährigen sagte, er dürfe nicht Priester werden, da er als letzter seines Geschlechtes der Familie verpflichtet sei, antwortete der Knabe in tiefem Ernste: „Könnte es für unsere Familie eine größere Ehre geben, als mit einem Priester zu enden?" — Und in der Tat — am Weihnachtsfeste 1811 feierte er nach dreijähriger Vorbereitung im Priesterseminar zu St. Sulpiz in Paris sein erstes hl. Meßopfer.

Eine leitende Stelle, die der Bischof von Amiens dem Neopresbyter anbot, schlug er aus. Er kehrte in seine Heimat Aix zurück und bat die bischöfliche Behörde, ihm keine feste Stelle zu geben, sondern eingreifen zu dürfen, wo es not tue. Im Jahre 1813 begann er zum großen Staunen der vornehmen Kreise, in seiner Vaterstadt dem armen Volk Fastenpredigten zu halten in der damals verachteten und durchweg in den Kirchen verbotenen provencalischen Sprache. Dann sammelte er die Jugend um sich, gründete eine Marianische Kongregation, die bald 300 Mitglieder zählte. Er besuchte, wie schon vor seinem Eintritt in den priesterlichen Stand, die Gefängnisse, pflegte die österreichischen Kriegsgefangenen und bereitete die zum Tode Verurteilten aufs Schafott vor.

Die Fastenpredigten Mazenods hatten großen Eindruck gemacht. Noch größer war die freudige Begeisterung, als der Prediger am Schlusse dem dankbaren Volke erklärte, fortan wolle er der Missionar der Armen sein. Vor seinem Geiste standen die hehren Beispiele eines hl. Leonard von Porto Maurizio und eines hl. Alphons von Liguori. Auch Mazenod wollte mit den Volksmissionen die Regeneration der entchristlichten Massen durchführen. Wer konnte ihm dabei behilflich sein? Der erste Genosse, der sich anschloß, war ein schlichter Vikar aus Arles, Heinrich Tempier. Gemeinsame Arbeit führte zu gemeinsamem Leben. In einem alten Karmelitessenkloster seiner Vaterstadt richtete Mazenod die ersten Zellen der Missionare ein. Die benachbarte, in klassischem Stil erbaute Kirche wurde für den Gottesdienst bestimmt, und am 25. Januar 1816 bezogen die beiden Männer das Kloster, das fortan im Volksmunde „die Mission" genannt wurde. Am 11. April, in der Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag, weihten sich beide für immer durch die Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams dem begonnenen Werke.

Was St. Franziskus von Assisi so hübsch seinen Söhnen sagte, erfüllte sich auch hier: „Ihr braucht nicht zu predigen, ihr braucht bloß durch die Straßen zu wandern, und wenn die Menschen eure frohen, sonnigen Züge sehen, werden sie zu euch kommen und bitten, nehmt uns auch auf in eure glückspendende Gemeinschaft." Erlesene Seelen schlossen sich an die Paulusnatur Mazenods an: Guibert, der spätere Kardinal-Erzbischof von Paris, der von Pius IX. als der Ruhm und die Leuchte der Oblaten gepriesen wurde, Albini, der „Heilige des Ordens", dessen Seligsprechungsprozeß in diesem Kriegsjahr in Rom eingeleitet wurde, Honorat, der erste Oblate auf dem Felde der auswärtigen Missionare u. a.

Als 1818 die Nachbardiözese Digne um eine Niederlassung der „Missionäre" sich bemühte, mußte die bisherige Hausordnung von Aix durch eine allgemeine Regel ersetzt werden, sonst war es um die Einheit geschehen. Einmütig bat man Mazenod, dieselbe zu verfassen. Er zögerte aus Demut. Sollte er ein Ordensstifter werden? — Aber die neue Gründung drängte, und so zog sich der bescheidene Superior auf das Sommerschloß seiner Väter, St. Laurent de Verdon, zurück und schrieb dort in heiliger, einsamer Meditation das Buch der Regel.

Und nun prägt paulinischer Seeleneifer sich in neue, den eigenen Verhältnissen angepaßte Formen. „Wer für Christus als Apostel wirken

will, muß von dem ernſten Beſtreben beſeelt ſein, heilig zu werden, ein Leben ſteter Entſagung führen, und ohne Unterlaß ſich bemühen, demütig, ſanftmütig, gehorſam, Liebhaber der Armut, der Bußfertigkeit und Abtötung zu werden. Ein heiliger Eifer ſoll ſie erfüllen, aus Liebe zu unſerm Heiland im Dienſte der Kirche und zur Heiligung des Nächſten alles zu opfern: Vermögen, Fähigkeiten, die Annehmlichkeiten des Lebens, ja das Leben ſelbſt."

Mazenod hatte es erprobt, er war mit dieſem Geiſte vertraut. Als er aber die Satzungen den bisherigen Genoſſen bekannt gab, fand der Teil über die Gelübde bei einigen eifrigen Miſſionspriеſtern Ueberraſchung und Widerſpruch. Sie erklärten — außer P. Tempier und P. Moreau —, beim Eintritt in die Miſſion an ſolch' feierliche Bindung nicht gedacht zu haben. Da führte der Feuereifer Mazenods das Werk zum Erfolg. Er rief die jungen Alumnen herbei. Sie antworteten einſtimmig, die Uebernahme der Gelübde erſcheine ihnen höchſt erſtrebenswert. Nachdem die Majorität geſichert, ſtellte Mazenod es jedem frei, nach eigenem Ermeſſen zu handeln; bis auf zwei eroberte Mazenods Begeiſterung die bisherigen Gefährten. Am 1. November 1818 ſchenkten ſie ſich ganz und unwiderruflich durch eine feierliche Profeß dem Miſſionswerk in der Provence. 1821 entſtand eine neue Niederlaſſung in Marſeille. Bis zum Ende des Jahres 1825 hatten die jungen Profeſſen in den ſämtlichen Diözeſen der Provence Miſſionen gepredigt. Nun ward auch über die Grenzen der Provence hinaus, in Nimes, die Tätigkeit begonnen, dort 1825 eine vierte Niederlaſſung begründet. So mußte der bisherige Name „Miſſionare der Provence" fallen; nach ihrem Patron, dem hl. Karl Borromäus, dem Vorbilde des Klerus, nannten ſich die ſeeleneifrigen Volksmiſſionare: „Oblaten des hl. Karl".

Es fehlte dem Werke noch die Vollendung, die feierliche Gutheißung durch den Apoſtoliſchen Stuhl. Die Verhältniſſe erheiſchten dies dringend. So entſchloß ſich der Gründer zur Reiſe nach Rom. Leo XII. brachte ſeinem Anliegen großes Wohlwollen entgegen. Eine bloße Belobigung hätte dem Werke Mazenods nichts genützt; nur eine formelle Gutheißung konnte alle Schwierigkeiten beſeitigen. Das war aber gegen die Gepflogenheit des hl. Stuhles. Und doch erreichte Mazenod vom hl. Vater zum großen Staunen der kirchlichen Kreiſe Roms, daß Leo XII. den Wunſch ausſprach, dieſe Genoſſenſchaft, die er kenne und die ihm gefalle, approbiert zu ſehen. Doch mußte eine Prüfung der Regel durch acht Kardinäle der Kongregation für die Angelegenheiten der Biſchöfe und Ordensleute vorhergehen. Das hätte vielleicht Monate gedauert. So bat denn Mazenod auf Veranlaſſung des Kardinals Pacca, des Vorſitzenden der Kongregation, den hl. Vater um Ernennung einer „kleinen Kommiſſion" von drei Kardinälen zur endgiltigen Prüfung der Regeln. Auch dieſen Wunſch erfüllte der Papſt, ſo daß er 17. Februar 1826 die Genehmigung der Genoſſenſchaft erteilen konnte und ihr den Namen verlieh: „Kongregation der Miſſionare Oblaten der heiligſten und unbefleckten Jungfrau Maria". Jubelnd ſchrieb der edle Stifter an dieſem denkwürdigen Tage in die Heimat: „Eure Mutter, die Genoſſenſchaft, iſt auf einen Thron erhoben und im Hauſe des göttlichen Bräutigams als Königin anerkannt worden. Die Gnade wird ſie befruchten, da-

mit sie eine große Zahl Kinder hervorbringe, wenn wir nur treu sind. Seien wir heilig!"

* * *

Das war eine gesegnete Stunde, als Papst Leo XII. den bisherigen Missionaren vom hl. Karl den feierlichen Titel verlieh: „Kongregation der Missionare Oblaten der heiligsten und unbefleckten Jungfrau Maria". Es wird wohl der Herzenswunsch des Gründers gewesen sein. In dem Titel wollte der Stifter den der neuen Vereinigung eigenen Geist in festlicher Weise dokumentieren. F. W. Faber sagt einmal: „Die Andacht zur allerseligsten Jungfrau ist mit der Ehre Gottes so innig verbunden, daß jeder Akt der Huldigung gegen sie ein offenbarer Liebesakt gegen Gott ist. Sie selbst ist so sehr der auserwählte Gegenstand des Interesses Jesu, daß ihm auf Erden nichts teurer ist, als die Verteidigung und Verbreitung ihrer Ehre. Denn wenngleich sein heiliges Herz voll Erbarmung nach der Rettung der Seelen seufzt, so hat er doch Maria zur Zuflucht der Sünder und Fürsprecherin der Seelen erkoren." Das mögen wohl die Gedanken gewesen sein, die den von Christusliebe entflammten Missionar bewogen, sein Werk unter den Schutz der Himmelskönigin zu stellen. Und der Titel der unbefleckt Empfangenen? „Gibt es irgend eine Offenbarung der Liebe Gottes gegen ein einfaches Geschöpf oder gegen alle Geschöpfe miteinander", fragt derselbe P. Faber, „welche der Gnade ihrer Unbefleckten Empfängnis oder ihrer Wahl zur göttlichen Mutter gleichkäme?" — Und nun hatte das Werk Mazenods eine Königin zur Protektorin, deren weltbeherrschende Machtsphäre in der Folgezeit in überraschender Weise in Erscheinung trat.

Das Jahr 1834 rief die Oblaten nach Korsika zu umfassender Tätigkeit bei Klerus und Volk. Wie ihnen schon einige Jahre vorher die Leitung des Priesterseminars zu Marseille anvertraut worden, so geschah es auch in Korsika durch den Bischof von Ajaccio. Im Jahre 1841 wurde die junge Kongregation, die bisher so Hervorragendes in der Volksmission geleistet, um Mitarbeit in der Heidenmission gebeten. Bischof Bourget von Montreal in Kanada wandte sich an Mazenod um apostolische Arbeiter. Der Stifter legte das Gesuch den einzelnen Häusern vor und — alle waren für die Annahme des neuen Ordenswerkes und alle Missionare — aber auch alle baten um die Gunst, dorthin ziehen zu dürfen Am 2. Dezember 1841 kamen die ersten Oblaten unter P. Honorat in Montreal an, 1844 folgte P. Guiges als Superior. Nun begann hier die gewaltige Missionstätigkeit der Oblaten für Kanada und den damals noch fast unbekannten „Nordwesten", der halb Europa an Größe gleichkommt. Heroische Anstrengungen nahmen die begeisterten Glaubensboten auf, sie durften aber auch Erfolge seltener Art ihr eigen nennen. Heute nimmt die Genossenschaft der Oblaten in Kanada eine Stellung ein wie in keinem anderen Lande, dank der traditionellen, Jahrzehnte langen, vorbildlichen apostolischen Wirksamkeit. Ueber den Nordwesten orientiert am besten nachfolgende Tabelle:

Jahr	Katholiken	Kirchenprovinzen	Diözesen u. apostol. Vik.	Weltgeistliche	Seminare	Ordensgeistliche	Oblaten: Patres	Oblaten: Brüder	Schwestern	Hauptstationen	Elementarschulen	Gehobene Schulen	Indianerschulen	Caritative Anstalten
1853	ca. 5000	—	1	4	—	7	7	2	13	5	4	1	—	1
1913	273 000	2	8	176	2	353	228	103	630	294	350	50	35	40

Jetzt sind zwei weitere Erzdiözesen, Winnipeg und Regina, errichtet worden, die man mit den früher geschaffenen acht kirchlichen Verwaltungsprovinzen, St. Boniface mit Regina, Prince Albert und Kelwatin, Edmonton mit Calgary, Athabaska und Makenzie, als Werk der Oblaten bezeichnen darf. „Sie haben sich durch die Gründung dieser Diözesen", so sagte der Apostolische Delegat Stagni 1913, „ein ewiges Denkmal errichtet. Seien Sie stolz darauf vor Gott in aller Demut."

In Britisch-Kolumbien, dem zweiten Missions-Felde der Oblaten in Kanada, haben die Patres vielleicht noch größere Resultate erzielt, als im Nordwesten. Auch die 1896 entdeckten Goldfelder von Klondyke im Jukongebiet stehen seelsorgerlich unter den Oblatenmissionaren einer 1908 neuerrichteten Präfektur. Im östlichen Kanada, dem ältesten Arbeitsfelde der Genossenschaft, sind die Missionare ihren Volksmissionen und Exerzitien treu geblieben, haben sich, soweit es möglich war, auch noch zu Zeiten der Heidenmission gewidmet, dann aber auch in der Hauptstadt des Landes Ottawa die Leitung einer amerikanischen Universität übernommen. Sie hat sich aus einem im Jahre 1849 gegründeten Kolleg entwickelt, das 1886 staatliche Anerkennung erhielt. 1889 verlieh Leo XIII. der Unterrichtsanstalt den Charakter einer kirchlichen Universität, die jetzt in einem herrlichen Neubau 56 Lehrkräfte (darunter 43 Oblaten) und 550 Studenten zählt.

Von Kanada wanderten die Oblaten mit den Katholiken ihres Missionslandes auch in die Vereinigten Staaten und nach Mexiko. 1883 wurden die Niederlassungen in den Vereinigten Staaten zu einer selbstständigen Provinz erhoben, der 1914 die Häuser und Residenzen in Texas als zweite amerikanische Ordensprovinz folgten, wo die Oblaten etwa $^1/_5$ des Staates pastorieren. Die Tätigkeit in Mexiko, die in den letzten Jahren von deutschen Oblaten begonnen wurde, fand im Sturm von 1914 wieder ihr Ende.

* * *

Eine weitere „neue herrliche Mission" bot sich dem Stifter der Missionare Oblaten im Jahre 1847 dar. Es war Ceylon an der Südspitze Indiens mit seiner bedeutsamen Missionsgeschichte. 1506 hatten portugiesische Franziskaner das Bekehrungswerk begonnen, 1544 und 1548 hatte der hl. Franz Xaver die Insel besucht. Dann arbeiteten hier Hand in Hand Jesuiten, Augustiner, Dominikaner und Franziskaner bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Die ganze Westküste der Insel und die nördliche Halbinsel Jaffna waren bereits für das Reich Christi erobert — da brach unter der nun folgenden holländischen Gewaltherrschaft alles wieder zusammen. Nur dem Heldentum eines einheimischen Priesters aus Goa, P. Jos. Vaz, und seinen Gefährten ist es zu danken, daß bei Eroberung der Insel durch die Engländer 1796 das katholische Leben nicht gänzlich erstorben war. —

1848 erschienen nunmehr auf Bitten des apostolischen Vikars Bettachini die Oblaten unter P. Semeria. Es gelang ihrer eifrigen Tätigkeit, ein reges katholisches Leben zu entfalten. Ceylon zählt heute 4 100 000 Einwohner. 60 % der Gesamtbevölkerung sind Buddhisten, die Katholiken zählen 339 000 Seelen in fünf Diözesen, von denen die Erzdiözese Kolombo und die Diözese Jaffna den Oblaten anvertraut sind; in Kandy wirken Syl-

vestriner, in Galle und Trinkomalie belgische Jesuiten. Die beiden, den Oblaten anvertrauten Diözesen sind seit 1907 unter einem Ordensobern zu einem einzigen Missionsvikariate vereinigt worden. Die Genossenschaft besitzt ein eigenes Heim, ein Mutterhaus, in Ceylon. Es wurde in der Nähe von Kolombo 1912 mit Provinzialhaus, Noviziat und einem Heim für Volksmissionare eröffnet. Die Kräfte der Oblaten sind von der Verwaltung der Seelsorge in den beiden Diözesen voll und ganz in Anspruch genommen. Dazu kommen noch jährlich ca. 3000 Bekehrung von Ungläubigen. Für die Heidenmission unter den hinduistischen Tamilen wurde 1903 im Norden eine eigene Mission geschaffen; diese Heidenmission von Nallur erstreckt sich über ein Ländergebiet von 250 Quadratmeilen mit 250 000 Einwohnern. Seit ihrer Gründung wurden hier 14 Missionsstationen errichtet mit 1600 Bekehrten. An der Spitze der Mission steht der bekannte einheimische Oblatenpater Guana Prakasar, ein ehemaliger Hindu aus der Kaste der Vallaler und Tamile von Geburt.

Die Oblaten zählen jetzt in Ceylon 182 Mitglieder, darunter 1 Erzbischof, 1 Bischof, 157 Patres, 10 Fratres und 13 Laienbrüder. Ueber die Seelsorgsarbeit unterrichtet nachstehende Tabelle:

	Taufen											
	Kinder			Erwachsene								
	v. Katholiken	v. Andersgläubigen	v. Heiden	v. Andersgläubigen	v. Heiden	Gesamtzahl	Trauungen	Beichten	Kommunionen	Wegzehrungen	Letzte Oelungen	Firmungen
Kolombo(1914)	8748	62	450	161	1717	11138	2440	756835	1764691	2926	3973	4335
Jaffna (1913)	1648	—	64	14	271	1997	552	—	334822	669	884	49

Auf Einzelheiten des so bedeutsamen, gnadenreichen Wirkens auf Ceylon können wir nicht eingehen. Das sei noch erwähnt, daß die 13 deutschen Oblaten, die dort zu Beginn des Weltkrieges tätig waren, seit dem 13. Juli 1915 in Australien interniert sind. Sie entfalteten eine geschätzte Tätigkeit als Professoren an den dortigen Kollegien, z. B. die Patres Heimbücher, Schmitz, Pothmann, Pöttgens, sowie alle Seelsorger in Kolombo; sie fanden hohe Anerkennung und unbegrenzte Verehrung und Liebe seitens der einheimischen Bevölkerung.

* * *

Ein drittes großes Arbeitsfeld bot die Propaganda im Jahre 1850 Eugen de Mazenod an, das apostolische Vikariat Natal in Südwestafrika, das weit über die Grenzen der damaligen Natal-Kolonie hinausreichte. 1852 zogen die Oblaten unter Bischof Allard O. M. J. in diesen undankbaren, harten Missionsbezirk ein. 20 Jahre lang streute der Missionsbischof den Samen des Evangeliums aus; nur geringe Erfolge lohnten seine entbehrungsreichen Arbeiten. P. Jolivet wurde der Nachfolger des zu Tode gearbeiteten Apostels. 1886 wurde das Vikariat geteilt und weitere geistliche Hilfe herbeigerufen. Auch die Trappisten von Marianhill entfalten hier eine für die Bekehrung der Schwarzen segensreiche Tätigkeit. Dann kam um die Jahrhundertwende der dreijährige Krieg zwischen den Buren und den Engländern mit all seinen Verheerungen für die Mission. Ge-

brochen von den Leiden und Aufregungen des Krieges, starb Jolivet 1903, von allen beklagt. Sein Nachfolger fand eine schwere Last. Auch das 1886 errichtete Vikariat Oranje-Freistaat mußte harte Jahre durchmachen. — Nach dem Burenkriege war die Präfektur Transvaal zu einem Vikariat erhoben worden, 1909 wurde das Basutoland gleichfalls ein apostolisches Vikariat. Hier zählt jetzt das Missionspersonal schätzungsweise 1 Bischof, 24 Missionare, 14 Brüder (Maristen, die eine höhere Schule leiten), 25 Katecheten, 25 weiße und 20 eingeborene Schwestern. Die Mission besitzt ca. 25 Kirchen und Kapellen und 20 Schulen mit 1350 Schülern. Zahl der Katholiken 19 000. — 1911 wohnten im Basutolande insgesamt 1396 Weiße und 403 111 Farbige, die 14 verschiedenen Kaffernstämmen angehören. Noch 23 verschiedene nichtkatholische Missionsgesellschaften sind im Lande tätig.

Bischof Cenez überbrachte Ende 1914 dem hl. Vater einen Brief des Häuptlings Griffith, der bald darauf zum Oberhäuptling der Basutonation gewählt wurde. In dem Schreiben heißt es: „Heiliger Vater, ich weiß recht wohl, daß ich unter all deinen Söhnen in der weiten Welt der geringste und unwürdigste bin, aber in der Ueberzeugung, daß ein Vater auch das elendeste der Kinder liebt, wage ich es, mich Dir zu Füßen zu werfen und Dir meine aufrichtigen und herzlichen Grüße anzubieten. Vor vier Jahren wurde mir die Gnade und das große Glück zu teil, in die katholische Kirche aufgenommen zu werden.

„Seit jener Zeit bin ich trotz meiner Unwürdigkeit überaus glücklich, und bis zur Stunde weiß ich noch nicht, wie ich dem Herrn dafür genügend Dank abstatten soll. Erlaube mir, heiliger Vater, Dir zu sagen, daß in diesem Lande, das ich nach Gottes verborgenen Ratschlüssen regieren soll, das unter meinem Vater Moschuschu begonnene Bekehrungswerk der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria immer größere Fortschritte macht. Mein heißester Wunsch ist es, allenthalben Kirchen zu errichten, aber leider ist die Zahl der Arbeiter für die reiche Ernte gering. Ich bitte Dich daher, hl. Vater, sende uns Priester!" —

So scheint auch in diesem steinigen Erdreich die frohe Botschaft einer schönen Zukunft entgegenzugehen, nachdem das Jahr 1912 den 50jährigen Gedenktag der Basutomission gebracht hat.

* * *

Und der Stifter dieser sich so rasch über den Erdkreis ausbreitenden Söhne Mariens? —

Auch er erfuhr den Segen der himmlischen Mutter in seiner ganzen Fülle. Sein Onkel Karl Fortunat von Mazenod war von den heimgekehrten Bourbonen 1823 auf den wiedererrichteten Bischofsstuhl von Marseille berufen worden.

Nun mußte Mazenod seines Onkels erster Generalvikar werden. Aus Liebe zur Genossenschaft, die er fester zu begründen hoffte, folgte er dem Wunsche des Onkels in treuer Anhänglichkeit und brachte seinen P. Tempier als zweiten Vikar mit. Dann bauten sie die verlassene und verwüstete Kirche von Marseille von neuem auf. 1832 erhob der hl. Stuhl Eugen de Mazenod zum Koadjutor seines Onkels Fortunat mit dem Rechte der Nachfolge. Als der 90jährige Onkel 1836 resignierte, wurde Karl Eugen Bischof von Marseille. Er wurde „einer der größten Bischöfe Frankreichs", wie Dupanloup ihn trefflich charakterisierte. Paguelle de Folleney, der Biograph des Kardinals Guibert, zählt ihn zu den bedeutendsten Oberhirten aller Zeiten und vergleicht ihn mit den heiligen Ambrosius und Augustinus. Fast

40 Jahre lang hat Biſchof de Mazenod Kirchen gebaut — wohl an die 30 — und zahlreiche wiederhergeſtellt. Ihm verdankt Marſeille ſeine herrliche Kathedrale und die einzigartige Baſilika N. Dame de la Garde, auf maleriſcher Höhe weithin das Meer beherrſchend. Mit jugendlichem Eifer ſorgte der Biſchof für gute Volksſchulen, chriſtlich geleitete Mittelſchulen und gründete an jeder Kirche Jünglings- und Jungfrauenvereine. Mazenod war ein Organiſator der Caritas in großem Stile. Er baute Waiſenhäuſer, Mädchenheime, Hoſpitäler, Kranken- und Altersaſyle, Erziehungsanſtalten für gefährdete Kinder. Hunderttauſende hat er aus eigenen Mitteln gegeben, einmal auf einen Schlag zwei Familiengüter.

Von früh bis ſpät war er tätig, empfing hoch und nieder, beſuchte Pfarreien und Klöſter, predigte und erſchien bei großen kirchlichen Feierlichkeiten. Er wahrte die Rechte der Kirche, Regierung und Kaiſer gegenüber. In ungebrochener geiſtiger und körperlicher Friſche erreichte er das 80. Lebensjahr. Da warf ihn 1861 eine langwierige Krankheit aufs Schmerzenslager, das er durch rührende Frömmigkeit und Geduld heiligte, bis zum letzten Augenblick bemüht, allen alles zu werden. Bei vollem Bewußtſein unter dem Salve Regina gab der große Marienverehrer und Biſchof am 21. Mai 1861 ſeine edle Seele in die Hände des himmliſchen Vaters zurück.

1841 hatten ſeine Oblaten ſich nach England und Irland ausbreiten können, 1850 hatte das Generalkapitel der Schöpfung Mazenods ſeine weſentliche und dauernde Organiſation verliehen — nun war er heimgegangen zu dem, für deſſen Liebe und Verherrlichung in glühender Begeiſterung jede Fieber ſeiner Seele geſchlagen. Als Miſſionar und Biſchof gehört Eugen de Mazenod zunächſt ſeinem Lande und Volke an — der Ordensſtifter einer weltumſpannenden Kongregation, die in die erſte Reihe der auserleſenen Werkzeuge des göttlichen Meiſters treten darf, hat Anſpruch auf univerſale Huldigung, und dies um ſo mehr, als er ein ſo genialer Kirchenfürſt nicht bloß für Frankreich und ein Vorbild für alle Zeiten geweſen iſt.

Wie herrlich hat die himmliſche Mutter, deren glorreichen Immakulatatag Mazenod 1854 als Gaſt des Papſtes Pius IX. in Rom erlebte, den Lebensgang des edlen Sohnes geſtaltet! Amavit eum et ornavit eum. Stolam gloriae induit eum.

* * *

Und die deutſche Oblatenprovinz, der wir das knappe, reichgeſchmückte Jubiläumsbuch verdanken?

Sie entſtand erſt 1893, hat aber eine beſonders ſtarke und erfreuliche Entwicklung genommen. Ende der 80er Jahre, als Schreiber dieſes auf Oberſekunda weilte, verließ uns ein begabter Mitſchüler. Er wollte „Oblate" werden; es ſei eine franzöſiſche Kongregation, die aber jetzt Eingang in Deutſchland erſtrebe. — Heute prangt das Bild des verdienten und begeiſterten Oblaten im Gedenkbuch als Begründer des Organs der deutſchen Oblatenprovinz, der Zeitſchrift „Maria Immakulata", mit einer Auflage von 10 000. — 1894 wurde zu Hünfeld bei Fulda ein Haus für die höheren theologiſchen Studien gegründet. Dort iſt im Bonifatiuskloſter auch der Sitz

des Provinzials. Am 1. Januar 1916 zählte die deutsche Provinz 153 Patres, 95 Fratres, 148 Brüder und 192 Junioristen. In der ganzen Genossenschaft gibt es über 600 deutsche Mitglieder (Patres, Fratres und Brüder). Niederlassungen der deutschen Provinz sind 1. in Arnheim (Holland) (1900), 2. Maria Engelport bei Treis a. d. Mosel (1903), 3. St. Nikolaus bei Kapellen, Kr. Grevenbroich (1905), 4. Missionskolleg St. Josef und Studienheim in Straßburg (1908), 5. Maria Neukirch (Elsaß) (1914), 6. Brüssel, Kathol. deutsche Mission (1908), 7. Warnsdorf (Nordböhmen) (1911) und 8. Frischau a. d. Staatsbahn (Oesterreich) (1914), 9. dann das Missionskolleg St. Karl bei Valkenburg seit den 90er Jahren, sowie 10. St. Ulrich bei Saarburg (Lothringen).

Was die Tätigkeit der deutschen Provinz betrifft, so ist an erster Stelle auf die Volksmissionen hinzuweisen. Von den 45 Patres der fünf in Betracht kommenden Häuser (St. Ulrich, Arnheim, Engelport, St. Nikolaus und Warnsdorf) wurden vor dem Kriege im Durchschnitt jährlich 175 bis 200 Missionen und Exerzitien gepredigt, dazu kommen noch Triduums, Oktaven und andere mehrtägige Arbeiten. „In Rheinland und Westfalen gibt es wohl keinen größeren Ort, wo die Oblaten noch nicht missioniert haben." In der Provinz Hannover seien genannt: Hildesheim und Osnabrück; in Hessen-Nassau: Frankfurt a. M.; im Großherzogtum Hessen: Mainz, Offenburg, Seligenstadt, Biernheim; in Bayern: Aschaffenburg; in Baden: Singen. Dazu Missionen in Berlin, Sachsen-Weimar, Schleswig-Holstein und Hamburg (vergl. auch Kassiepe O. M. J. „Die Volksmission"). Auch in Ausländerseelsorge und Jugendpflege sucht die Provinz nach Kräften mitzuhelfen. In Literatur und Presse verdienen wegen ihrer Tätigkeit genannt zu werden die Patres Kassiepe, Jansen, Chwala, Strecker, Allmang, Pietsch, Streit, Classen, Hector, Droeder, Watterot, Balgo, Schmidt, Humbert, Wallenborn, Stehle u. a. m.

Die Verdienste der Provinz in der auswärtigen Mission können wir nur andeuten. Welch' Unsumme Arbeit und Erfolg birgt der Hinweis auf „Südwest"-Afrika"! Welch' schmerzlicher Verlust liegt in der Eroberung des Landes durch die Engländer! Möge der Friede das alte, eifrige Glaubensleben wecken! — Wenn wir noch erwähnen, daß die englischen Oblaten 1894 in Australien festen Fuß faßten, so können wir den Ueberblick über Bischof Mazenods Werk beschließen: In der Tat ein sacerdos magnus, qui placuit Deo nicht bloß in seinen Lebzeiten, — noch über seinen Tod hinaus.

Die Oblaten zählten 1861 beim Tode des Stifters und 1916 bei der Feier des Centenars:-

	1861	1916
Erzbischöfe	1	3
Bischöfe	6	11
Patres	220	1140
Scholastiker mit ewigen Gelübden	46	156
„ mit zeitlichen Gelübden	16	170
Kleriker, Novizen	30	66
Laienbrüder mit Gelübden	51	530
Laienbrüder = Novizen	—	50
Gesamtzahl aller Mitglieder	370	2126

Dazu kommen noch 550 Junioriſten ſowie 1200 Oblaten, die ſeit der Gründung in ihrem Schoße entſchlafen ſind, ſo daß außer dieſen die Genoſſenſchaft in den 100 Jahren 1 Kardinal-Erzbiſchof, 8 Erzbiſchöfe und 24 Biſchöfe zu ihren Söhnen zählen durfte.

Gilt nicht vom Gründer das Wort, das wir ſo oft vom Confessor Pontifex beten: Ideo iureiurando fecit illum Dominus crescere in plebem suam? Und hat nicht dieſer bedeutende Kirchenfürſt und Ordensſtifter eine entſprechende deutſche Biographie verdient? Eine Lebensbeſchreibung, wie ſie Innerkofler für den hl. Klemens Maria geſchaffen? Welch' gewaltige Perſpektiven ergeben ſich für den Bauherrn Unſerer Lieben Frau von der Wacht, zu deren Füßen das Mittelmeer ſeine ewigen Lieder von Gottes Größe und erbarmender Güte hinaufjubelt? —

* * *

Zum Schluſſe der erfreulichen, hiſtoriſchen Erwägungen, die uns den Blick ſchärfen für Mariens hl. Mutterſegen, möchten wir in Herzlichkeit dem Verfaſſer des Kapitels „Geiſt der Oblaten" (26—34) den Fehdehandſchuh hinwerfen. Oblatengeiſt? In dem feierlichen Titel: „Kongregation der Miſſionare Oblaten der heiligſten und unbefleckten Jungfrau Maria" liegt er programmatiſch enthalten. Klingt's nicht ſo feſtlich an unſer Ohr: Heiligſte und unbefleckte Jungfrau! Selbſtheiligung durch Maria in Jeſus iſt die charakteriſtiſche Eigenart der Oblaten nach der Auffaſſung des Stifters und dann Erweckung der Heiligung durch Miſſionsgeiſt, Apoſtelgeiſt, Oblatengeiſt.

Oder wenn man an die Todesmahnung der Liebe des heiligmäßigen Biſchofs anknüpfen will, dann iſt es die alles überragende Chriſtusliebe, die ſich äußert in Bruderliebe und Liebe zu den Armen. Aber Gottes- und Chriſtusliebe zuerſt durch Maria! Die wunderbare Liebe, in der Paulus glühte, in der Mazenod durchs Leben eilte, ſich opfernd, auf alles verzichtend, nur Einem allein nachſtrebend, deſſen Urteil allein maßgebend iſt für Zeit und Ewigkeit. Chriſtusliebe durch die Himmelskönigin im Streben nach Heiligkeit und Gerechtigkeit war die Eigenart des ſeltenen Edelmannes der Provence, Chriſtusliebe durch die himmliſche Jungfrau in Selbſtheiligung und Eifer für Chriſtus und Maria ſei die ſtete Eigenart der Oblaten Mariä! — Da wurden in einer Stadt alle Volksmiſſionare der verſchiedenſten Orden dem Biſchofe vorgeſtellt. Und für alle hatte er ein gütiges, freundliches Wort. Und ſo kam er zu dem Kleinſten der verſammelten Patres. Er war ſo unſcheinbar, — und dazu — in der Geſellſchaft trank er nicht, er rauchte nicht, er ſchwieg, dachte und betete viel: „Nun, machen Sie auch mit?" ſcherzte der Biſchof. — Dann ging er weiter.

Als die Volksmiſſion zu Ende war, ſtand es notoriſch feſt, daß in dieſer Stadt die Oblaten am wirkſamſten gepredigt, die erfolgreichſte Miſſion gehalten. Und der das Volk am tiefſten gepackt, am mächtigſten erſchüttert hatte, der am herrlichſten von Chriſtus nnd Maria gepredigt, — das war der Kleinſte der verſammelten Prediger geweſen — ein Oblate, ein würdiger Sohn des großen Mazenod. Aber auch der, der in jener Stadt am meiſten den Menſchen gefallen in ſeinem geiſtſprühenden Feuerwerk, ſeiner Diktion, Geſtikulation und Konverſation — das war ein Oblate, dem Namen nach. Er ſtarb bald danach mit viel Kummer und Leid. Gott ſei ſeiner armen Seele gnädig! —

Wir wünschen der Genossenschaft Glück zu den Leistungen des ersten Jahrhunderts. Möge die himmlische Jungfrau das Werk Mazenods und seine Söhne weiter schirmen, schützen und segnen! —

□ □ □

Kuno I.

Zum achthundertfünfzigjährigen Gedächtnis.

Am 1. Juni 1916 wurden es 850 Jahre, daß die friedlichen Ufer der Mosel eine Schreckenstat mitansehen mußten, wie sie in den Annalen des altehrwürdigen Erzstiftes Trier einzig dasteht, nämlich die Ermordung des zum Erzbischof von Trier bestimmten Konrad oder Kuno von Pfullingen.[1]) Aus diesem Anlaß seien dem tragischen Ereignis, das nicht nur für die Trierische Diözesangeschichte von größtem Interesse, sondern auch durch mancherlei Fäden mit den allgemeingeschichtlichen Vorgängen jener bewegten und gewalttätigen Zeit verknüpft ist, einige Zeilen gewidmet.

I.

Wohl der erste zeitgenössische Geschichtschreiber, der die Ermordung Kunos erwähnt, ist der zwischen 1072 und 1076 schreibende Adam von Bremen[2]), welcher unter den vom Kölner Erzbischof Anno zu kirchlichen Würden beförderten Verwandten desselben auch unsern Kuno nennt: „Ebenso Kuono, der erwählte Trierer Erzbischof, der jedoch vor seiner Inthronisation mit dem Martyrium gekrönt wurde."

Auch der zwischen 1071 und 1081 von einem Stabloer Mönche geschriebene Triumphus Sancti Remacli[3]) spielt in der deutlichsten Weise auf unsere Geschichte an. Er erzählt die Ueberrumpelung des neubestellten Erzbischofs und seines Begleiters, des Bischofs von Speyer, sowie die Mißhandlung des letzteren durch die Trierer und fährt dann fort: „Was diese mit ihrem Bischof gemacht, will ich nicht weiter berichten. Aber Gott wolle es jenem (dem Erzbischof Anno) nicht zum Uebel rechnen, um dessenwillen ein so abscheulicher Mord vollbracht wurde." Auch die zwischen 1077 und 1080 geschriebenen Annalen des Lambert von Hersfeld[4]) beschäftigen sich ad ann. 1066 ziemlich ausführlich mit der Geschichte Kunos, ebenso der um 1075 die Niederschrift seiner als Fortsetzung Hermanns des Lahmen gedachten Chronik beginnende Bernold von Constanz[5]), ferner der Chronist Siegebert von Gemblours[6]), der seine Nachrichten zu den Jahren 959 bis 1099 zwischen 1100 und 1103 niederschrieb. Ebenso berichten die wohl etwas früher geschriebenen Gesta Trevirorum[7]) den Mord, freilich in so gedrängter Fassung, daß der zu Beginn des 12. Jahrhunderts schreibende[8]) Ergänzer und Fortsetzer derselben eine ausführlichere Erzählung zu bringen sich veranlaßt sieht.[9]) Kurz erwähnt seien der Vollständigkeit wegen noch die Annales Disibodenbergenses[10]), geschrieben nach 1150.

Eine eingehendere Behandlung jedoch erfordert die Hauptquelle zu unserer Geschichte, die Vita et Passio Conradi Archiepiscopi Auctore Theodorico. Geschrieben von einem Mönche der Abtei Tholey, wurde dieselbe zuerst herausgegeben von Henschen im 1. Juni-Band der Bollandisten[11]), sodann von Waitz im Appendix monumentorum Trevirensium[12]). Während jedoch Henschen auf einen ihm im Jahre 1648 geschenkten, „sehr alten" Kodex sich stützt, benutzt Waitz mehrere andere, nach seiner Ansicht den ursprünglichen Text enthaltende Codices und macht dem Henschenschen Text den Vorwurf, daß derselbe manche Aenderungen und besonders im

letzten Teile viele Einschiebsel enthalte.[13]) Wenn man jedoch die beiderseitigen Texte aufmerksam miteinander vergleicht, so wird man unbedenklich der Ansicht Siegmund Hellmanns[14]) zustimmen, welcher darauf hinweist, daß die Waitzsche Ausgabe an ungenügender Kenntnis der Ueberlieferungsverhältnisse der verschiedenen Codices leide, und daß der Henschensche Text, „den Waitz zu wenig berücksichtigt", oft bessere Lesarten darbiete. In der Tat zeigt die Vergleichung, daß Henschen den ursprünglichen Text bietet, während die von Waitz benützten Codices eine mitunter in nicht gerade geschickter Weise vorgenommene Kürzung darstellen.

Geschrieben ist die Vita Conradi nach dem von ihr berichteten tragischen Ende des Mörders Theodorich von Trier und vor dem Tode des Bischofs Theodorich von Verdun, dem sie gewidmet ist, also zwischen 1073 und 1090.[15]) Verschiedene Stellen zwingen jedoch, die Abfassung ziemlich spät in diesem Zeitraum anzusetzen, so, wenn gesagt wird, daß manche der am Grabe Kunos geschehenen Wunder nicht mehr berichtet werden könnten, weil sie bereits der Vergessenheit anheimgefallen seien, so auch der chronologische Schnitzer des um eine ganze Reihe von Jahren zu früh angesetzten Regierungsantritts Gregors VII., der nur verständlich wird, wenn unterdessen schon eine geraume Zeit verflossen ist. Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß der Tholeyer Mönch nach 1080, immerhin nicht mehr als 15 bis 20 Jahre nach der Ermordung Kunos geschrieben hat.

Dieser Umstand, besonders auch die Widmung seiner Schrift an den Bischof von Verdun, der die berichteten Ereignisse genau kannte, also auch den Bericht auf seine Genauigkeit nachprüfen konnte, verbürgen uns die Glaubwürdigkeit unseres Skriptors, die sich übrigens auch in der offenherzigen Weise ausspricht, in welcher er seine Unwissenheit über diesen oder jenen Punkt aus dem Leben seines Helden gesteht.[16])

Wir möchten übrigens von dem Schreiber der Vita Conradi nicht Abschied nehmen, ohne eine Vermutung auszusprechen, die uns eben nicht unbegründet erscheint.[17]) Wie die Gesta Trevirorum berichten, sandte Egilbert, der zweite Nachfolger Kunos, einen Mönch Theodorich an den Gegenpapst Gregors VII. zur Erlangung des Palliums und verlieh demselben nach glücklich vollendeter Mission die Abtswürde in dem Kloster St. Martin bei Trier. Sollte dieser Theodorich nicht mit unserem Skriptor identisch sein? Nicht nur stimmen Name und Stand, nicht nur wird der spätere Abt von St. Martin als gelehrt und schriftstellerisch tätig, sowie als Gegner Gregors VII. geschildert, auch ein weltgewandter Mann wird er gewesen sein, sonst hätte Egilbert ihn nicht mit der gedachten Mission betraut. Alles dies trifft aber auch bei unserem Skriptor zu. Nicht gar lange vor der Abfassung der Vita et Passio Conradi war er nach seiner eigenen Mitteilung, wohl als vagans clericus, nach Tholey gekommen und war dann wegen seiner schriftstellerischen Befähigung von dem Tholeyer Konvent mit der Abfassung der Geschichte ihres neuen Schutzheiligen beauftragt worden, in welcher er seiner Animosität gegen Gregor VII. kurzen, aber beredten Ausdruck verleiht. Durch Theodorich von Verdun auf ihn aufmerksam geworden, mag Egilbert den gewandten Mönch zu seinen Zwecken verwendet und dann zum Abt von St. Martin gemacht haben. Uebrigens wäre, wenn unsere Vermutung zutrifft, dies wohl nicht der erste Fall, daß ein Tholeyer Mönch Abt von St. Martin geworden. War doch nach der Marxschen Ansicht auch der nicht so lange vorher lebende Freund und Biograph des hl. Simeon, Abt Eberwein, wahrscheinlich zuerst in Tholey und dann in St. Martin.[18])

Vielleicht erscheint es nicht überflüssig, noch darauf hinzuweisen, daß durchaus nicht alle im Vorigen zitierten Quellenschriftsteller bezüglich ihrer Stellung

zu Gregor VII. Gesinnungsgenossen des Tholeyer Mönches waren. Während wie er auch Siegebert von Gemblours sich offen als Gegner Gregors geriert sind Adam von Bremen, Bernold von Constanz sowie der Fortsetzer der Gesta entschiedene Anhänger desselben, ein Umstand, der die Geschichtlichkeit des von ihnen übereinstimmend berichteten Geschickes Kunos in seinen Hauptzügen über allen Zweifel stellt.

So finden wir denn auch die Geschichte Kunos bei allen Trierischen Geschichtschreibern. Brower widmet derselben in seinen Antiquitates [19]) einen breiten Raum, Hontheim bringt dieselbe zweimal ausführlich im Prodromus [20]) und wiederum in seiner Historia diplomatica [21]), Marx in seiner Geschichte des Erzstifts Trier [22]), ferner v. Stramberg [23]), De Lorenzi [24]), Lager [25]). Als geschichtliche Werke allgemeineren Charakters, welche die Geschichte Kunos bringen und zudem außerordentlich interessante Einblicke in die ganze damalige Zeitlage gewähren, seien genannt: Gfrörer, Gregor VII. und sein Zeitalter [26]) und Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands. [27])

II.

Am 15. April, Karsamstag des Jahres 1066, war Erzbischof Eberhard von Trier unerwartet und plötzlich gestorben. Nach der Weihe des Taufwassers war er, noch mit den heiligen Gewändern bekleidet, von inneren Schmerzen befallen in die Sakristei geschafft worden und hatte dort in den Armen seiner Kleriker den Geist aufgegeben. Nach den Bestimmungen des kirchlichen Rechtes wäre es Sache des Klerus und des durch den Adel vertretenen Volkes gewesen, einen Nachfolger zu wählen. [28]) Allein plötzlich bringt die Kunde nach Trier, daß König Heinrich IV. auf Vorschlag des Erzbischofs Anno von Köln den Dompropst des letzteren mit Ring und Stab belehnt und zum Erzbischof von Trier ernannt, daß der Ernannte bereits von Anno die Bischofsweihe erhalten und unter bewaffneter Bedeckung, begleitet von dem Bischof Einhard von Speyer, der ihn als Legat des Königs in sein Amt einführen solle, den Weg nach Trier angetreten habe. Der so unerwartet auf den Trierer Stuhl Beförderte war Konrad, von seinen Freunden gewöhnlich Kuno genannt, aus adeligem Geschlechte geboren in dem schwäbischen Städtchen Pfullingen. Dort hatte er unter der Erziehung seiner Eltern Eilolf und Hazzecha seine Jugend verbracht, hatte dann aber die schwäbische Heimat verlassen [29]) und war schließlich mit dem ihm verwandten Anno nach Köln gekommen, der ihn unter die Zahl seiner Kleriker aufgenommen, ihn dann zum Propst seiner Kathedralkirche und endlich zum Erzbischof von Trier befördert hatte.

Ob dieser Nachricht in Trier große Erregung bei Klerus und Volk, die sich derart steigert, daß der Schirmvogt [30]) der Trierischen Kirche, Theodorich mit Namen, an der Spitze eines bewaffneten Haufens dem neuen Erzbischof entgegenzieht. Unter dem Schutze der Nacht gelangen sie in der Frühe des 18. Mai nach Bitburg [31]), der letzten größeren Station auf der alten Römerstraße von Köln nach Trier, wo die beiden Bischöfe mit ihrem Troß am Abend vorher angekommen waren und Nachtquartier bezogen hatten. Sie umzingeln das Haus, jagen die Dienerschaft, die sich eben anschickt, die Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen, nicht ohne Blutvergießen auseinander und dringen in die Gemächer der noch nicht völlig angekleideten Bischöfe ein. Dem Speyerer Bischof gelingt es, in die Kirche zu fliehen, allein er wird aus dem Heiligtum gerissen und nach mancherlei Mißhandlungen auf ein Reittier gesetzt und weggejagt. Kuno aber wird gefangen

genommen und, um jede Spur zu verwischen, von Theodorich und einigen Soldaten nach Uerzig an der Mosel geschleppt. Dort wird er in ein etwas unterhalb Uerzig in den Felsen der Urley[32]) eingebautes Turmverließ geworfen, wo man ihn zwei Wochen lang in strenger und entbehrungsreicher Haft hält. Endlich beschließt Theodorich, der bis dahin die weitere Entwickelung der Ereignisse abgewartet zu haben scheint, der gewaltsam unternommenen Sache ein noch gewaltsameres Ende zu bereiten. Am 1. Juni übergibt er den gefangenen Bischof vier Soldaten, welche ihn auf die Spitze des Felsens führen, ihn dort unter Schimpf- und Schmähworten der Kleider bis aufs Untergewand berauben und ihn, die Hände auf den Rücken gefesselt, die Augen verbunden, hinabstoßen. Da er lebendig unten ankommt, wiederholen sie die grausame Prozedur noch zweimal; aber auch jetzt noch ist der Gequälte bis auf den Bruch eines Armes ziemlich unverletzt, und so entschließen sich denn, nachdem einer der Henker in sich gegangen und den Gemarterten um Verzeihung gebeten, die drei übrigen, ihn durch Enthaupten zu töten, scheinen ihm jedoch nur einen Backenknochen und einen Teil der Hirnschale zerschmettert zu haben. Nur notdürftig mit Laub und Reisig bedeckt, lassen sie den Leichnam unbeerdigt am Fuß des Felsens liegen und melden ihrem Auftraggeber, daß das blutige Werk vollbracht sei. Nach 40 Tagen endlich erbarmen sich Einwohner des auf der anderen Moselseite nahe gelegenen Lösnich des gemordeten Bischofs; sie nehmen den Leichnam heimlich weg und begraben ihn vor der Kirche in Lösnich.[33])

Allein nicht lange sollte er hier ruhen. Bald nach den erzählten Ereignissen stand eines Tages der Bischof Theodorich von Verdun in Neuville[34]), einem nicht weit von seinem Bischofssitz gelegenen Orte seiner Diözese, am Altare, als er beim Memento der Abgestorbenen, wie es scheint, durch einen den Altar ruhelos umflatternden Vogel an den getöteten Bischof erinnert wird, von dessen grausamer Ermordung er schon gehört hatte. Sofort nach der Vollendung des heiligen Dienstes erkundigt er sich unter Zusicherung großen Lohnes, ob keiner seiner Getreuen ihm den Ort bezeichnen könne, wo der Gemordete begraben liege, da er beschlossen habe, demselben eine ehrenvollere und vor den Nachstellungen seiner Feinde gesicherte Ruhestätte zu verschaffen. Nachdem er das Nähere erfahren, sieht er der weiten Entfernung wegen von einer Uebertragung nach Verdun ab und beschließt, den Leichnam nach der seinem Sprengel aggregierten Abtei Tholey überführen zu lassen. Sofort sendet er dem Abt von Tholey, Abbo mit Namen, den Befehl, mit den zur Uebertragung nötigen Leuten und Geräten nach Lösnich zu kommen, wohin auch er der Vorsicht halber mit bewaffneter Mannschaft eilt. Die Lösnicher weigern sich jedoch, teils aus Furcht vor der Rache des Trierer Schirmvogts, teils auch wohl wegen der Wunder, die am Grabe geschehen seien, den Ort des Begräbnisses zu verraten, bis schließlich einer, von den Soldaten des Verduner Bischofs gewaltsam bedroht, das Geheimnis preisgibt. Der Leichnam wird erhoben und in einer Tonne geborgen, zunächst bis Morscheid[35]) auf dem Hunsrück gebracht, wo noch heute die St. Kuno-Kapelle den Ort bezeichnet, an dem man während der Nacht mit der Leiche gerastet. Am anderen Morgen zieht man weiter und setzt den Leichnam feierlich in der Klosterkirche zu Tholey bei. Bischof

Theodorich läßt ihm ein kostbares Grabdenkmal errichten, und da bald die Nachricht von mancherlei Wundern, die sich an Kunos Gruft ereignen, in die Umgegend dringt, wird dieselbe das Ziel frommer Wallfahrer und Kuno selbst Jahrhunderte lang in Tholey als Martyrer hoch verehrt.[36]) Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts waren seine Gebeine, wie Augenzeugen berichteten, in einer Nische hinter dem Hochaltar in einem Glasschreine aufbewahrt, wurden dann aber bei Aufhebung des Klosters, wohl um sie vor Verunehrung zu bewahren, fortgebracht. Man habe sie, so erzählt der Volksmund, durch eine alte Frau in einer Kiepe forttragen lassen; wohin, ist unbekannt![37])

III.

Sehr auffallend muß es erscheinen, daß die Mörder Kunos, mit Ausnahme des Trierischen Schirmvogts, welcher vom König verbannt worden und auf einer Reise nach Jerusalem bei einem Sturm im Meere ertrunken sein soll, weder von der weltlichen, noch von der geistlichen Obrigkeit bestraft wurden.[38]) Nach der Annahme Gfrörers erklärt sich dies bezüglich Heinrichs IV. dadurch, daß dieser, durch die Verhältnisse gezwungen, nur scheinbar auf das Ansinnen Annos, Kuno zum Erzbischof von Trier zu ernennen, eingegangen sei, dann aber, die Entrüstung der Trierer schlau benutzend, selbst die Ermordung Kunos veranlaßt habe, um sich an Anno, seinem unbequemen Bevormunder und strengen Sittenrichter, zu rächen, vor allem aber, um dessen Macht durch Erhebung Kunos auf den Trierer Stuhl nicht noch mehr zu stärken. Freilich eine überaus schwere Anklage gegen Heinrich, allein bei aufmerksamer Würdigung der von Gfrörer beigebrachten Gründe wird man sie nicht ohne weiteres von der Hand weisen können. So vom König im Stich gelassen, suchten Anno und andere deutsche Bischöfe beim Papste die Bestrafung der Schuldigen durchzusetzen, allein auch hier ohne Erfolg. Umsonst richtete Erzbischof Siegfried von Mainz einen beweglichen Brief an Alexander II., worin er darauf hinweist, daß, wenn auch Kuno auf kanonisch unzulässige Weise den Trierern aufgedrängt worden sei, diese doch den Weg des Einspruchs beim heiligen Stuhl, keineswegs aber den solch' barbarischer Selbsthilfe hätten beschreiten müssen; umsonst unternahm Einhard von Speyer persönlich eine Reise nach Rom; umsonst endlich verhallten die Klagen Annos in einem ergreifenden, nach Rom gerichteten Schreiben, in welchem er — ob zu Recht oder Unrecht, bleibe dahingestellt — andeutet, daß auch der nach Kunos Ermordung unter Zustimmung des Königs in Trier gewählte Udo von Nellenburg mit in die Sache verwickelt sei. Zwar wurde letzterer 1068 vor eine römische Synode gestellt, hier aber nach germanischer Sitte zu einem Reinigungseide zugelassen und daraufhin als Erzbischof von Trier bestätigt. So verliefen denn alle Bemühungen, die Schuldigen zur verdienten Strafe zu ziehen, im Sande, und der schreckliche Mord wurde vor der irdischen Gerechtigkeit nicht gesühnt.

Wir aber betrachten nicht ohne Wehmut nach 850 Jahren das tragische Geschick Kunos, der gleich dem zur Zeit seiner Ermordung erschienenen Kometen[39]) plötzlich emportaucht, um ebenso schnell wieder zu versinken; der, kaum zur Bischöflichen Würde erhoben, grausam ermordet, dann Jahrhunderte lang als Heiliger verehrt wird und schließlich — spurlos verschwindet. Sic transit gloria mundi!

[1]) Bezüglich der Daten stimmen die verschiedenen Berichte nicht ganz überein; doch scheint folgendes festzustehen: Gefangennahme in Bitburg: 18. Mai, Ermordung bei Uerzig: 1. Juni, Begräbnis in Lösnich: 10. Juli, Erhebung daselbst: 23. Juli, Beisetzung in Tholey: 25. Juli 1066. [2]) Mon. Germ. SS. VII 286 ff. [3]) Ebenda XI 433 ff. Den Beweis, daß der Tr. S. R. nicht, wie Roderique behauptete, erst viel später geschrieben wurde, siehe ebendaselbst. [4]) Ebenda V 152 ff. [5]) Ebenda V 385 ff. [6]) Ebenda VI 300 ff. [7]) Ebenda VIII 111 ff. [8]) Marx, Gesch. d. Erzst. Trier, III 200. [9]) SS. a. a. O. S. 182. [10]) Böhmer, Font. rer. germ., III 184. [11]) S. 126—134. [12]) M. G. SS. VIII. 212—219. [13]) Ueber die verschiedenen Codices siehe Henschen u. Waitz a. a. O. und Analecta Boll. XIV 16. [14]) Neues Archiv der Gesellsch. für ältere Geschichtskunde, Bd. 38 (1913), S. 673. [15]) Den Tod des ersteren berichtet ad ann. 1073 Bernold v. Constanz, das Hinscheiden des letzteren im Mai 1089 das Chronicum Hugonis Flaviniacensis, M. G. SS. VIII 406. [16]) Eine andere Frage, die jedoch sowohl den Rahmen unserer Darstellung, wie auch unsere Kompetenz überschreitet, ist die nach der Zuverlässigkeit der berichteten Wunder. Jedenfalls scheint der als Kind seiner Zeit nicht eben kritisch veranlagte Autor nur das berichtet zu haben, was er für wahr hielt. [17]) Erst geraume Zeit nach Niederschrift des folgenden ersehe ich bei Lager: Die ehemalige Benediktinerabtei Tholey, Separataboruck aus „Studien und Mitteilungen", Jahrg. 20, S. 37, daß bereits Wattenbach in: Deutsche Geschichtsquellen 1886 II 108, diese Vermutung ausgesprochen hat. [18]) Marx a. a. O. III 257 ff. [19]) I 543 ff. [20]) I 671 ff. u. II 754. [21]) I 247. [22]) I 111 u. III 431. [23]) Das Moseltal zwischen Zell u. Conz, S. 210 ff. [24]) Beiträge zur Gesch. sämtlicher Pfarreien der Diözese Trier, bei den Pfarreien Lösnich, Morscheid, Tholey, Uerzig. [25]) Siehe oben Note 17. [26]) II 150 ff. [27]) III 728. [28]) Vergl. Honth. Hist. dipl. I 246, Hauck a. a. O. 727. Der Versuch, die Erhebung Kunos trotzdem als rechtmäßig hinzustellen, bildet denn auch nebst der Invektive gegen Gregor VII., wie Lager a. a. O. hervorhebt, die schwächste Seite der Vita. [29]) Die Angabe des Chronicon Hugonis, a. a. O. S. 400, zum Jahre 1031: Hoc anno Chono in Franciam venit, gestattet einen Schluß auf Kunos Alter. Da er die Heimat kaum vor dem 13.—15. Lebensjahre verlassen hat, wahrscheinlich um sich an die damals blühende Domschule zu Bamberg zu begeben, so wäre er bei seinem Tode etwa 48—50 Jahre alt gewesen. [30]) Ueber die Bedeutung dieses Amtes siehe Honth. Hist. dipl. I 341. In einem Tauschvertrag von 1065, Honth. a. a. O. I 407, wird Theodorich comes et procurator noster (Episcopi) genannt, woraus Gfrörer a. a. O. schließt, daß er zugleich bischöflicher und königlicher Beamter und in letzterer Eigenschaft das Werkzeug Heinrichs bei der Mordtat gewesen sei. Näheres weiter unten. [31]) „Kyllburg" bei Stramberg ist irrtümlich. [32]) Die Feste Urley wird nicht ausdrücklich genannt. Da aber eine andere in oder bei Uerzig nie gewesen ist, so gilt sie allgemein als Ort der Einkerkerung. In einer Nische des eigenartig in den Felsen eingebauten Turmes wurde 1866 zur Erinnerung an Kuno eine Bischofsstatue aufgestellt. [33]) Daß an dieser noch jetzt als Friedhof dienenden Stelle bereits eine römische Niederlassung gestanden, machen bauliche und keramische Funde wahrscheinlich. [34]) Stramberg a. a. O. Die Codices haben Novallis, Novrillis, Navelis. [35]) „Merscheid" bei Stramberg ist irrtümlich. Die betreffende Gemarkung ist nach einer Mitteilung des Herrn Kreisbaumeisters in Bernkastel noch jetzt unter dem Namen St. Kuno im Kataster eingetragen. [36]) Noch zu Henschens Lebzeiten († 1681) stand die Verehrung Kunos zu Tholey in hoher Blüte, was ihn veranlaßte, die Vita in die Acta Sanctorum a. a. O. aufzunehmen, wo er auch die verschiedenen Heiligenkataloge mit dem Feste Kunos aufzählt. [37]) Mitteilung des Herrn Pfarrers Eckert v. Klausen, eines geborenen Tholeyers. Danach scheint die Angabe bei De Lorenzi a. a. O., daß 1867 die Gebeine sich noch zu Tholey befunden hätten, irrtümlich zu sein. Auch der jetzige Pfarrer weiß von denselben nichts. [38]) Vergl. zu den folgenden Ausführungen Gfrörer a. a. O., wo auch über die Briefe Siegfrieds und Annos näheres zu finden ist. Ersterer auch abgedruckt bei Honth. Hist. dipl. I 410. [39]) Derselbe wird sowohl von der Vita, wie auch von verschiedenen Chronisten erwähnt.

Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten als Moral- und Pastoral-Frage.

Von Rektor Kinn in Arenberg.

I.

Mitten in der grauenhaften Hinschlachtung der Völker des Erdkreises, die wir erleben, machte die Kunde von der großen Verbreitung der Geschlechtskrankheiten im deutschen Heere einen geradezu erschütternden Eindruck. Zweihunderttausend Geschlechtskranke sollten es sein, also eine riesengroße Armee kampfunfähig (d. h. nicht zugelassen), und das in dem stolzen, sieggewohnten Heere, auf dessen religiöse Gesinnung wir hohe Stücke hielten! Das war furchtbar. Hoffentlich ist die Zahl 200 000 eine Uebertreibung, die ihren Ursprung in Brüssel hat. Dort, in dem liederlichen belgischen Paris, wuchs in der Ruhe hinter der Front und im Siegesrausch die Zahl der Geschlechtskrankheiten im Dezember 1914 wöchentlich um 50 Mann. Unzweifelhaft, von dort gelangte die Mitteilung in die französische Presse, daß die Syphilis im deutschen Heere wahrhaft ruinierend herrsche, was jene Presse mit Befriedigung bekannt gab, ohne zu wissen, daß wir diese Seuche durch die französischen Heere bekommen haben, die früher Deutschland verwüsteten, und daß diese Krankheit noch jetzt im Volksmunde die „französische Krankheit" heißt.

Die Zahl der Neuerkrankungen sank aber in Brüssel bereits im Februar 1915 auf wöchentlich 36 und schon im Juli auf wöchentlich 4 Personen. Das starke Wachsen der Neuerkrankungen in Brüssel war also eine Ausnahme-Erscheinung. „Der Gesamtzugang an Geschlechtskranken im Felde betrug während der ersten fünfzehn Kriegsmonate nur 6,1 auf Tausend der Kopfstärke, während er sich in den zwölf Monaten des Berichtsjahres 1911/12 auf 11 vom Tausend belief" (Amtl. Mittlg. der L. V. A. Rheinprovinz). Für den Fall also, daß wir im Kriege 12 000 000 Soldaten hätten, wären nur 73 000 Neuerkrankungen im Heere vorgekommen. Im Frieden vor dem Krieg war allerdings der prozentuale Zugang von Geschlechtskranken annähernd der doppelte, aber die Heeresstärke nicht ein Viertel von der des Krieges. Diese Schätzung der Heeresstärke ist nur eine mutmaßliche und laienhafte, aber eher zu hoch, als zu niedrig gegriffen, und darum darf man die Zahl 200 000 Geschlechtskranke für übertrieben halten. „Nach alledem", so bemerkt der Präsident des Reichsversicherungsamtes in einer Rede, „darf der Umfang der Geschlechtskrankheiten im Felde nicht übertrieben werden, und ist die Gefahr einer Verseuchung der Bevölkerung durch die aus dem Felde heimkehrenden Millionenheere keineswegs so hoch zu veranschlagen, wie es aus Unkenntnis der Verhältnisse mitunter geschieht. Immerhin wird auch nach Ansicht der Militärverwaltung im Frieden, unabhängig von der derjenigen der im Felde Erkrankten, die Zahl der Geschlechtskranken *erheblich wachsen*. Darauf deutet auch der Umstand hin, daß nahezu die *Hälfte der Zugänge von Geschlechtskranken im Felde auf Ansteckung in der Heimat beruht*. Das ist der Punkt, der unsere besondere Beachtung fordert. Es ist bekannt, wie schon vor dem Kriege die Geschlechtskrankheiten, fast noch verderblicher als Tuberkulose und Trunk-

sucht, am Marke unseres Volkes zehrten und unsere Geburtenziffern verhängnisvoll beeinflußt haben. Die Unfruchtbarkeit der Frauen durch Tripperansteckung hat uns schon vor dem Kriege einen Ausfall von jährlich etwa 200000 Geburten gekostet. Es ist deshalb im Interesse der Volksgesundheit und für den demnächstigen Wiederaufbau unserer durch den Krieg erschütterten Bevölkerung aufrichtig zu begrüßen, daß die Versicherungs-Anstalten, angeregt durch den Krieg, der manche auf diesem Gebiete bisher noch bestehenden Hemmungen beseitigt hat, nunmehr im Verein mit der Militärverwaltung einen planvollen Kampf gegen diese verheerende Volksseuche aufnehmen wollen. Es ist zu hoffen, daß die zunächst für die geschlechtskranken Kriegsteilnehmer bestimmten Einrichtungen für eine umfassende Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten in der gesamten versicherten Bevölkerung ausgebaut werden. Vielleicht werden sie sogar später dazu beitragen, die Prostitutionsfrage befriedigend zu lösen, was letzten Endes nur auf sozialem, nicht auf rein polizeilichem Wege geschehen kann."

Nach diesen Worten des Reichsversicherungspräsidenten Dr. iur. et med. Kaufmann ist nicht die hohe Zahl geschlechtskranker Krieger das Traurigste in dieser Sache, sondern der schauderhaft hohe Stand der verheerenden Seuche bereits vor dem Kriege. In der gleich zu erwähnenden Schrift Kaufmanns heißt es:

„Es wird angenommen, daß auf die im Deutschen Reiche gegen Krankheit versicherten 20 Millionen fast eine Million geschlechtlich Erkrankter entfällt, und daß den Krankenkassen für ärztliche Behandlung, Arzneien und Krankenhauspflege der Geschlechtskranken ein Kostenaufwand von mindestens jährlich 10 Millionen Mark erwächst. Alles das läßt ermessen, wie viel an Gesundheit und Schaffenslust durch die Geschlechtskrankheiten und ihre Nacherscheinungen vernichtet wird, was durch sie an wirtschaftlichen Werten und menschlichen Arbeitskräften verloren geht und was an friedlichem Glück in Ehe und Familie, diesen Grundlagen der Stärke und Kultur eines Volkes, zerstört wird."

Also unter 20 Millionen Versicherten 1 Million Geschlechtskranker. Und das betrifft vorwiegend die Arbeiterklasse, die sich verhältnismäßig noch am günstigsten steht. Wie mag es in andern, namentlich großstädtischen, Kreisen aussehen? Nach einer Krankenkassenstatistik Berlins gab es vor zwei Jahrzehnten bei den Arbeitern nur 9, 1, bei Kaufleuten 16, beim Studenten 25 vom Hundert geschlechtliche Erkrankungen. Glücklicherweise ist der Prozentsatz in den ländlichen, vom Verkehr mehr abgelegenen Kreisen mit ihrer ernsten, religiös gesinnten Bevölkerung ein minimaler. Aber es heißt: Auf der Wache bleiben! Es ist längst nicht mehr so schön wie vor 30 Jahren.

Anscheinend bahnt aber der Krieg eine Wendung in diesem Schauderzustande an. Welche Anstrengungen jetzt gemacht werden, ist wirklich bewundernswert. Bereits im Jahre 1915 fanden wiederholt Beratungen der Militärverwaltung einerseits und der Versicherungsanstalten anderseits statt. Es ist bereits beschlossene Sache, daß kein Kriegsteilnehmer entlassen wird, bei dem nicht festgestellt ist, daß er nicht an einer Geschlechtskrankheit leidet, die ärztliche Behandlung erfordert, daß dann weiter jeder Erkrankte, auch der anscheinend Geheilte, noch unter kostenloser ärztlicher Kontrolle bleiben soll, allerdings nur mit seiner Einwilligung, ferner, daß auf Kosten der Landesversicherungsanstalten Beratungsstellen für diese geschaffen werden und

die etwa noch nötige ärztliche Behandlung die Krankenkasse oder, wenn dies nicht angängig, die Versicherungsanstalten tragen sollen.

Es ist selbstverständlich, daß der Seelsorgsklerus bei dem Kampfe gegen die Volkspest kein müßiger Beobachter bleiben darf, und Herr Präsident Kaufmann, den Verfasser zu sprechen Gelegenheit hatte, ist der Ansicht, daß sogar den soliden Krankenpflegerinnen, die Ordensschwestern nicht ausgeschlossen, eine gewisse Mitwirkung zufalle. Vor allem möchten diese Zeilen die Seelsorgspriester und unter diesen besonders die Arbeitervereins- und Gesellenvereinspräsides auf die soeben erschienene Schrift „Krieg, Geschlechtskrankheiten und Arbeiterversicherung von Dr. iur. et med. Kaufmann, Präsident des Reichsversicherungsamtes" (Verl. Franz Wahlen, Berlin W 9, Linkstraße, Mk. 2) aufmerksam machen. Sie beleuchtet den Stand der Dinge und namentlich die getroffenen Maßnahmen allseitig und ist bei nur 62 Seiten in großem Druck und vornehmer Ausstattung schnell gelesen. Wenn das dort gezeichnete Unternehmen sich glücklich entwickelt, insbesondere, wenn es nicht bei den aus dem Militärdienst Entlassenen stehen bleibt, dann haben Präsident Kaufmann und Freiherr von Bissing, der Generalgouverneur von Belgien, miteinander ein Werk ins Leben gerufen, das sich würdig der einzig in der Welt dastehenden deutschen Arbeiterversicherung anreiht und die Bewunderung aller Edeldenkenden verdient.

II.

Nun zu unserer praktischen Pastoralfrage: Was kann und soll der Klerus und was können vielleicht einzelne Krankenpflegerinnen im „Feldzug" gegen das Volksverderben leisten? Zunächst muß der Seelsorgsgeistliche wissen, worin die ansteckenden Geschlechtskrankheiten bestehen schon wegen der Gewissensfragen, die ihm gestellt werden können. Es handelt sich für uns nur um Syphilis, Gonorrhöe oder Tripper und allenfalls um den Schanker. Das Notwendige hierüber ist in wenigen Worten gesagt und es ist wohl praktisch, wenn ich dieselben aus dem leider viel verbreiteten populär-medizinwissenschaftlichen Buche des Materialisten Prof. Dr. Bock (Leipzig) hierhinsetze.

„Die Syphilis oder Lustseuche ist eine chronisch verlaufende, äußerst ansteckende, durch einen spezifischen Ansteckungsstoff erzeugte Infektionskrankheit, die sich durch eine Reihe eigenartiger, meist mit Geschwürbildung verlaufender Entzündungen in den verschiedensten Geweben und Organen des Körpers kundgibt und immer Jahre, manchmal auch Jahrzehnte zu ihrer Heilung bedarf. Die Syphilis entsteht in den meisten Fällen infolge unreinen Beischlafes, bisweilen auch durch Uebertragung syphilitischer Geschwürsabsonderungen auf wunde Stellen der Haut, namentlich der Lippen (Kuß), Finger und Zehen (auch unreinen Abort) — erworbene Syphilis —; in andern Fällen wird die Krankheit vom Vater während der Zeugung oder von der Mutter während der Schwangerschaft und des Stillens übertragen — ererbte oder angeborene Syphilis. Bei der erworbenen Syphilis ist der gewöhnliche Verlauf der, daß drei bis vier Wochen nach erfolgter Ansteckung sich an den Geschlechtsteilen ein sehr kleines und deshalb vom Kranken oft unbeachtetes Bläschen oder Knödchen bildet, welches sich bald verhärtet (harter Schanker) und in ein unreines, mißfarbiges Geschwür verwandelt." Später geht dann das Leiden, immer zerstörender, auf andere Organe über. — „Als Tripper oder Gonorrhöe bezeichnet man eine mit Eiterabsonderung einhergehende Entzündung der Harnröhrenschleimhaut, welche sowohl beim männlichen wie beim weiblichen Geschlechte vorkommt

und in der Regel die Folge eines unreinen Beischlafs ist. Das in dem Eiter enthaltene Trippergift ist in hohem Grade ansteckend, haftet aber nur auf der Schleimhaut der Harnröhre, des Mastdarms, der weiblichen Scheide und der Augenbindehaut. Die Dauer der Krankheit beträgt gewöhnlich vier bis sechs Wochen, kann sich aber bei Vernachlässigung auch Jahre lang hinziehen." — Die Gonorrhöe oder der Tripper ist viel häufiger als Syphilis und stiftet, wie wir oben von Kaufmann hörten, im Eheleben ein ungeheures Verderben. — „Als Schanker oder venerische Geschwüre bezeichnet man eigentümliche Geschwüre an der Haut und Schleimhaut der äußeren Geschlechtsteile, welche sowohl beim männlichen als weiblichen Geschlechte vorkommen, sich aus einem allmählich zerfallenden Knöbchen entwickeln und gewöhnlich durch den Beischlaf mit einem am Schanker erkrankten Individuum, viel seltener durch andere Berührungen, Kuß, Trinkgefäße, Abort, erworben werden." Der „weiche" Schanker, der sich bald verliert, stiftet kein Verderben, der „harte" ist Anfangssymptom der Syphilis."

Gegen die Hauptquelle dieser Leiden, gegen die Ausschreitungen der Unsittlichkeit, hat die Pastoration von jeher und stetig gekämpft und das nicht ohne durchgreifenden Erfolg. Dort, wo die Gemeinde sich noch allsonntäglich vollzählig um die Kanzel versammelt und fleißig an Kommunionbank und Beichtstuhl erscheint und die maßlosen Verlockungen und Freiheiten einer verirrten „Kultur" noch nicht hingedrungen sind, sind Geschlechtskrankheiten ein fast unbekannter Gast. Wenn die Statistik auch unserer braven Landbevölkerung einen kleinen Prozentsatz von Geschlechtskrankheiten zuweist, so kommt das daher, daß eine Menge von Dörfern der Stadt und ihren Verlockungen zu nahe liegt und ein Teil der armen Landbevölkerung in Stadt und Fabrik ihr Brot suchen muß.

Nachdem aber der Krieg und seine Folgen so nachdrücklich auf die Größe des Uebels hingewiesen haben, erwächst dem Klerus in diesem Stück eine Spezialarbeit. 1. Wenn auch nicht überall, so muß doch an manchen Orten in Standeskonferenzen, namentlich für Männer, für Handwerksgesellen und ältere Fabrikarbeiter, in Rekruten-Exerzitien u. dergl. öfter und eindringlicher gewarnt werden. 2. Es muß sich jeder confessarius klar darüber sein, wie er mit geschlechtskranken Verehelichten zu verfahren hat. Nach der Auffassung der neueren Moralisten ist eine gewisse Nachgiebigkeit dort nicht mehr am Platze, so bemitleidenswert auch der unschuldige Teil ist. Es ist weder dem gesunden, noch dem kranken Eheteil gestattet, den ehelichen Umgang zu verlangen oder zu leisten, beides sub gravi. Man darf auch nicht den kranken Eheteil, z. B. den heimkehrenden Krieger, der meint, um des ehelichen Friedens willen von seinem Leiden schweigen zu müssen, in bona fide belassen. Er kommt gewiß, je nach der Auffassung seiner Frau, in eine furchtbare Lage, und mit der Gesundheit kann das ganze eheliche Glück geschwunden sein, aber das gibt ihm kein Recht, an seiner Frau und seiner Nachkommenschaft zum Verbrecher zu werden. „Si una pars laborat morbo syphilitico (morbus gallicus theologorum), usus matrimonii illicitus videtur propter horrendas sequelas, quas tam parti quam proli affert (Noldin, Theol. mor. ed. VI). In späteren Ausgaben dieses Lehrbuches wird es wohl statt illicitus videtur heißen: illicitus est. Wenn der hl. Alfons die mildere Ansicht hat, der gesunde Teil dürfe die eheliche Pflicht fordern und der kranke dürfe sie in diesem Falle leisten, dann kommt das wohl

daher, daß den Theologen jener Zeit die furchtbaren Verheerungen der Syphilis nicht so vor Augen standen, wie wir sie leider erleben. In der 14. Auflage der Pastoral-Medizin von Dr. Capellmann (herausgegeben von Dr. Bergmann) heißt es darüber:

„Die Syphilis ist eine so schwere, entsetzliche und zugleich entehrende Krankheit, daß man nach meiner Ansicht die copula immer für verboten halten muß, wenn nur einer der coniuges daran leidet. Bei dieser Krankheit ist die Gefahr der Ansteckung des gesunden Teiles bei der copula fast absolut, solange äußere Erscheinungen derselben vorhanden sind. (Selbst bei der latenten Syphilis des Mannes, ohne äußere Erscheinungen, besteht die Möglichkeit der Ansteckung der Frau, sobald Befruchtung eintritt.) Seitens des kranken Teiles wäre hier ein Verlangen der copula ein greuliches Attentat auf den gesunden Teil, seitens des gesunden Teiles gehörte mehr als caritas, es gehörte meiner Ansicht nach Wahnsinn dazu, sich mit so sehr großer Wahrscheinlichkeit anstecken zu lassen. Selbst ein periculum incontinentiae kann ich hier nicht als causa honestans anerkennen. Es mag das zu strenge erscheinen; wer aber gesehen hat und täglich sieht, welche entsetzliche Folgen diese Krankheit hat, der wird mir beipflichten. Ich glaube, daß man nicht einen Arzt findet, der nicht meiner Ansicht wäre."

3. Es muß wohl unser Brautunterricht einen kleinen Zusatz erhalten. Viele Geistlichen verlegen die wenigen Sätze von den Pflichten bezw. Versündigungen in betreff des debitum coniugale in die letzte Beicht vor der Trauung. Das scheint nicht ganz praktisch zu sein, schon allein, weil die wichtige Unterweisung leicht unterbleibt, wenn die Brautleute nicht bei dem beichten, der das Brautexamen hält und traut. Sicherer und auch einfach ist die Sache, wenn man schon im Brautunterricht, also mehrere Wochen vor der Trauung, die nötigen kurzen Sätze den Brautleuten vorliest. Seinerzeit hatte das Münsterer Pastoralblatt ein ganz kurzes Absätzchen, das sich sehr eignete, mir fehlt aber jetzt die Zitationsmöglichkeit. Diesen wenigen Sätzen wäre dann noch etwa folgendes anzuschließen: Der eheliche Umgang ist unerlaubt, unter schwerer Sünde verboten, wenn ein Eheteil an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leidet. Hat der Leidende darüber nur einen Zweifel oder Befürchtung, so muß er sich von einem gewissenhaften Arzte untersuchen lassen. Einem Verlobten, der geschlechtskrank ist, ist unter einer schweren Sünde die Eingehung der Ehe verboten, solange er nicht von dem Uebel geheilt ist. Hat ein Teil der beiden Brautleute Zweifel oder Unruhe über das Bestehen eines solchen Leidens, verdächtige und unangenehme Erscheinungen an den Geschlechtsteilen, so hat er die Pflicht, sich durch Untersuchung eines erfahrenen und gewissenhaften Arztes Gewißheit zu verschaffen. Leuten von langsamer Fassungskraft und geringer Schulung könnte das wichtige Kapitel über debitum und Geschlechtskrankheit wohl zweimal vorgelesen werden.

4. Sollte ein Geistlicher von einem nichtverehelichten Geschlechtskranken, der bisher nicht in ärztlicher Behandlung war, um Rat gefragt werden, oder von dritter Seite gebeten werden, auf ihn einzuwirken, so ist es selbstverständlich, daß der Kranke auf den furchtbaren Ernst des Leidens und die Pflicht hingewiesen werden muß, einen zuverlässigen Arzt um Rat zu fragen.

Es wird sich wohl öfter treffen, daß Krankenpflegerinnen und auch Ordensschwestern in der ambulanten Pflege Kranke zu bedienen haben, die nebenbei geschlechtskrank sind, freilich auf dem flachen Lande verschwin-

dend selten. In den nahe 30 Jahren, da ich mit Ordens-Krankenschwestern und weltlichen Krankenpflegerinnen teils belehrend, teils seelsorgerisch und leitend mich beschäftigte, ist mir noch keine mit der Frage gekommen: Was haben wir geschlechtskranken Personen zu raten? Alte, erfahrene Schwestern und Pflegerinnen, die das Vertrauen der kranken Frauenwelt genießen, sind in genannter Zeit gewiß öfter um Rat gefragt worden, aber niemals dachten Pflegerinnen oder Fragerinnnen an die moralischen Verpflichtungen in solchen Fällen. Darum das Begraben in absoluter Verschwiegenheit. Aber nachdem die Oeffentlichkeit auf die bösen Verhältnisse aufmerksam geworden, nicht bloß die regelmäßig von Zeit zu Zeit auf Geschlechtskrankheit untersuchten Soldaten, sondern leider selbst die kaum erwachsene Jugend in der Heimat, welche die Lazarette für Geschlechtskranke sieht, und nachdem die Parole ausgegeben ist „Aufklärung in breiten Schichten des Volkes", werden die Krankheitsfälle auch mehr und in anderer Fragestellung an die Pflegerinnen herankommen und vielleicht am ehesten die wenigen Fälle auf dem flachen Lande, wo die guten Frauen in ihrer Verlegenheit die Pflegerinnen fragen werden. Die Instruktion, die man für solche Fälle wohl älteren Schwestern, die in der ambulanten Pflege sind, sowie den ländlichen freiwilligen Pflegerinnen unserer Caritasvereinigung und in ähnlichen Vereinen geben könnte, dürfte kurz die sein, sie hätten solchen Fragestellerinnen zu antworten: Was wir Schwestern in dieser Sache wissen, ist sehr wenig. Wenn eine verheiratete Frau oder ein Mann über verdächtigen Ausschlag oder andere auffällige, teils schmerzliche, teils nicht schmerzliche Erscheinungen an den Geschlechtsteilen zu klagen hat, so ist es ernste Pflicht, einen gewissenhaften Arzt zu befragen. Erklärt dieser, es sei eine ansteckende Erkrankung eingetreten, so ist eine gründliche, in der Regel längere Behandlung erforderlich, und ändern sich auch die Verpflichtungen in betreff des ehelichen Lebens. Darüber aber müssen Sie den Beichtvater befragen. Kommt die Frage an die Pflegerin von einer nicht verheirateten Person, so ist dieselbe ohne weitere Bemerkungen an den Arzt zu verweisen.

* * *

Soeben, da dem Verfasser der Korrekturabzug vorstehender Zeilen zugeht, kündigt die ‚Cobl. Volksztg.' an, daß am 5. Juni in der Festhalle, dem größten Lokal der Stadt Coblenz, von einer Dame aus Frankfurt a. M. ein Vortrag über Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten gehalten werde, dem erläuternde Bemerkungen eines Spezialarztes für Hautkrankheiten vorausgehen. Man sei dazu übergegangen, solche Vortragsabende zu veranstalten, zu denen jedermann Zutritt habe und in denen das Wesen dieser Krankheiten, ihre Gefahren und ihre Bekämpfung erläutert würden. Man sieht, die „Aufklärung in breiten Schichten des Volkes" beginnt schon. Es ist unzweifelhaft, daß solche Vortragsabende und ein jetzt bereits viel gebrauchtes medizinisches, antiseptisches Schutzmittel (linimentum), das zurzeit nicht weiter besprochen werden kann, den Seelsorgern, Pädagogen und Eltern noch viel Besorgnis bringen werden. Die Pfarrer müssen notwendig recht bald moralische Schutzmittel gegen die sehr bedenklichen Folgen der Verbreitung des medizinischen Schutzmittels und der Vorträge zum Gegenstand einer Pastoralkonferenz machen.

□ □ □

Das Ablaßwesen.

Von Prälat, Professor Dr. Gutberlet, Fulda.

In neuester Zeit ist der Ablaß Gegenstand lebhafter Behandlung geworden, vorzüglich nach der historischen Seite hin, wobei aber auch die dogmatische b rücksichtigt werden mußte und zum Teil in ungünstiger Weise berührt wurde. Eine zusammenfassende Darstellung war darum sehr erwünscht, und der Verfasser derselben, P. Hilgers S. J.[1]), war wegen seiner offiziellen Stellung besonders dazu berufen. Das Werk zerfällt in drei größere Abschnitte: I. Das Wesen und die Grundlage des Ablasses, II. die Vollmacht zur Spendung der Ablässe und deren Ausübung, III. die Verwaltung der Ablaßsache. In „Anlagen" werden einige wichtige Ablaßbewilligungen besprochen.

In der Einleitung unterzieht der Verfasser die moderne Ablaßforschung, speziell die von Köniğer[2]) und Gottlob[3]), einer Kritik. Ersterer rühmt an Gottlob, daß er zuerst als Katholik das Ablaßproblem unter dem Gesichtswinkel rein historisch-methodischer Forschung betrachtet habe. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn dies nicht exklusiv verstanden wird, wie dies Köniğer tut, indem er verlangt, man dürfte von einer Definition des Ablasses nicht ausgehen. Aber ohne eine solche läßt sich überhaupt vom Ablaß nicht sprechen. Wer über einen Gegenstand handeln will, muß wenigstens eine vorläufige Kenntnis, d. h. Definition haben. Das muß er stets durch seine negativen Resultate bestätigen; denn er behauptet, die konstitutiven Elemente des Ablasses fänden sich nicht in den libelli pacis. Ebenso geht Gottlob sogar prinzipiell von der Definition des Ablasses aus, indem er vorausschickt: „Es sind vor allem die begrifflichen Eigenschaften des Ablasses festzustellen." Als untrügliche Kriterien bezeichnet er, daß der Ablaß generell erteilt, nicht individuell bestimmten Personen, und daß er an eine Bedingung geknüpft sei. Das sind aber zum wenigsten einseitige Bestimmungen des Ablaßbegriffes, sie treffen das Wesen nicht. Aber nach Gottlob gibt es nach katholischen Grundsätzen keinen sicheren Ablaßbegriff, also auch keine verpflichtende Ablaßlehre. Jeder Katechismus könnte den Verfasser eines besseren belehren, und Hilgers weist ihm klare, lehramtliche Entscheidungen über das Wesen des Ablasses nach, sowie zahlreiche Widersprüche, in die er sich verwickelt hat. Man sollte es nicht für möglich halten, daß noch im zwanzigsten Jahrhundert Katholiken solche Behauptungen über die klarste Lehre der Kirche vorbringen könnten. Wenn es Laien sind, wie Gottlob, so dient dies nicht zur Entschuldigung, denn daraus folgt, nur, daß sie nicht zu dieser Arbeit berufen sind. Eine rein, d. h. exklusiv geschichtliche Behandlung des Uebernatürlichen ist nicht erlaubt, das ist die historische Methode der Dogmengeschichte vom protestantischen Standpunkte.

Man muß zugeben, daß, rein geschichtlich betrachtet, manche von den Bewilligungen, die Hilgers aus der Vorzeit anführt, den vollen Charakter des Ablasses, wie er jetzt in Uebung ist, nicht ausgesprochen an sich tragen. Aber die Entwicklung ist in der Kirche Gottes keine rein menschliche, wie sie Harnack und Genossen auffassen, es finden keine Sprünge unvermittelt statt, sondern alles Spätere ist keimartig im Früheren enthalten. Wo wir also auch nur eine Andeutung des Späteren antreffen, sind wir berechtigt, ja als Katholiken verpflichtet, sie im Sinne des Späteren zu fassen, und den Historikern ist es nicht gestattet, das Spätere auszuschließen, wie dies regelmäßig von den Vertretern der historischen Methode geschieht; sie geben sich sogar sichtlich Mühe, um eine adäquatere Auffassung auszuschließen. Das zeigt sich besonders auffällig in der Beurteilung der libelli pacis, die doch klar und deutlich das Wesen des Ablasses in der Bußdisziplin des hl. Cyprian dartun.

Zunächst ist die Uebertragung der überfließenden Genugtuung der Martyrer klar zu erkennen: es handelte sich nicht um eine Fürsprache der Martyrer, um eine Bitte um Abkürzung der Bußzeit. Erst nach ihrem Martyrertode sollte

[1]) Die katholische Lehre von den Abläſſen und deren geschichtliche Entwicklung von Josef Hilgers, Paderborn, 1914, Schöningh.

[2]) Der Ursprung des Ablasses 1907. [3]) Ablaßentwicklung und Ablaßinhalt im 11. Jhrh. 1907; Kreuzablaß und Almosenablaß 1906.

diese Fürsprache in Kraft treten. Tertullin verspottet sie, daß sie sich die Erlösung des Herrn anmaßten; sie hätten genug für sich zu büßen. In der Verbindung mit der kirchlichen Lossprechung sollten die Büßer durch diese Vermittelung zu Gott gelangen. Es trat also dieselbe Wirkung ein, als wenn sie die ganze Bußzeit bestanden hätten, die zweite schmerzliche Taufe, welche wie die erste unmittelbar den Eingang in den Himmel eröffnet. Die Uebertragung der Genugtuung konnte nur auf zeitliche Strafen sich beziehen, nicht auf Tilgung der Schuld, welche nur durch die Reue des Büßers und der sakramentalen Lossprechung erlangt werden konnte.

Wir haben also eine von der Schlüsselgewalt der Kirche vollzogene, vor Gott giltige Lossprechung von zeitlichen Strafen kraft der Uebertragung der Genugtuung der Martyrer.

Man hat dagegen eingewandt: Diese Wirkung sei auf Rechnung der sakramentalen Absolution zu setzen. Aber das Sakrament kann nicht auf Grund fremder Genugtuung wirken. Eine Abkürzung der Buße, welche doch dieselbe Wirkung haben soll wie die vollständige Buße, kann nur auf Grund der eifrigen Vorbereitung des Pönitenten erfolgen. Die Kirche schrieb sich also in der Bußdisziplin nicht nur eine sakramentale, sondern auch eine außersakramentale Gewalt zu. Darum konnte der hl. Cyprian im Notfalle die Diakonen beauftragen, die Absolution vorzunehmen.

Wie alle Einrichtungen in der Kirche sich erst nach und nach aus einfacheren, unentwickelten Verhältnissen differenziert haben, so auch in der Bußdisziplin. Drei Funktionen waren noch ungeschieden mit einander verbunden. Die öffentliche Buße hatte eine dreifache Seite: es war eine Art Exkommunikation, eine würdige Vorbereitung auf das Sakrament und vollkommene Wiederherstellung der Taufunschuld durch Befreiung des Büßers von allen zeitlichen Strafen.

P. Hilgers hat sehr viele Widersprüche erfahren, weshalb er einen Anhang zu seinem Werke hat erscheinen lassen, der besonders das Wesen der Rekonziliation erörtert. Ganz allgemein lassen sich diese Einwände durch das Prinzip des hl. Thomas entkräftigen: Wenn die Ermäßigungen der Kirche nicht die zeitlichen Strafen tilgen, dann sind dieselben keine Wohltaten, sondern Schädigungen.

Mitteilungen

Entscheidungen des heiligen Stuhles.

1. Angelegenheiten der Orientalen.

1. Privilegium der drei Messen. Das den Priestern lateinischen Ritus von Sr. Heiligkeit Benedikt XV. gewährte Privileg (Konstitution Incruentum) ist nicht auf die Priester der orientalischen Riten ausgedehnt. (S. Congr. de Prop. F. 13. März 1916, bestätigt vom hl. Vater 22 März 1916.)

2. Die Ruthenen in Südamerika. a) Sie stehen voll und einzig unter der Jurisdiktion des Ortsbischofes, wo sie sich aufhalten. b) Dasselbe gilt von den Priestern. Diese können zudem in ihr Vaterland weder zurückberufen werden, noch zurückkehren ohne ausdrückliche und zwar schriftliche Erlaubnis des Ortsbischofes. c) Ruthenen, welche einen Priester ihres Ritus wünschen, haben sich dieserhalb an die hl. Kongregation der Propaganda zu wenden. d) Kommt ein Priester nach Südamerika, den weder der Ortsbischof gerufen, noch die Propaganda gesendet, so darf der Bischof ihm nicht gestatten, die hl. Messe zu lesen oder irgend welche priesterliche Funktionen zu üben. e) Die Ruthenen müssen die eigenen Kirchen ihres Aufenthaltes besuchen und erhalten sowie alle Vorschriften ihres Ritus beobachten. Ist an einem Orte keine ruthenische Kirche oder kein ruthenischer Priester, solche auch nicht leicht zu erreichen, so müssen sich die Ruthenen in der Anhörung der hl. Messe und dem Empfang

der hl. Sakramente dem lateinischen Ritus anpassen, ohne daß indes dadurch ein Uebergang zu diesem herbeigeführt wird. f) Den Ruthenen, die zum lateinischen Ritus übertreten wollen, kann dies nur von der hl. Kongregation, und zwar aus wichtigen und gerechten Gründen, gestattet werden. Vorbedingung: Wahres und ständiges Domizil in Südamerika. g) Haben sie aber auch durch Reskript des hl. Stuhles die Erlaubnis zum Uebergange erhalten, so können sie doch, wenn sie wieder in die Heimat zurückkehren, auch den früheren Ritus wieder annehmen. h) Es ist den lateinischen Priestern bei vom hl. Stuhl bestimmten oder zu bestimmenden Strafen nicht gestattet, Ruthenen zum Uebergang zum lateinischen Ritus zu veranlassen. i) Lateiner können, auch wo ein lateinischer Priester ist, bei vom Ordinarius approbierten ruthenischen Priestern beichten, ebenso Ruthenen beim lateinischen Priester. Die Priester beider Riten bedürfen indes für die vom Bischof reservierten Zensuren und Fälle besonderer Vollmachten. k) Die hl. Kommunion können die Gläubigen aller Riten in jedem Ritus empfangen. Im Falle der Notwendigkeit und wenn kein Priester da ist, können die Ruthenen die hl. Kommunion in ungesäuerten Spezies, die Lateiner in gesäuerten erteilen. Beide müssen indes ihren Ritus beibehalten. l) Jeder Gläubige genügt dem Gebot der Osterkommunion durch den Empfang derselben in seinem Ritus und von seinem Pfarrer. m) Die Wegzehrung haben Sterbende aus der Hand des eigenen Pfarrers zu empfangen, im Falle der Notwendigkeit von jedem Priester. Dieser aber hat seinen eigenen Ritus zu wahren. n) Begräbnis und Gebühren dafür stehen in Familien gemischten Ritus dem Pfarrer des Ritus zu, dem der Verstorbene angehörte. o) Festtage und Fasten können die Ruthenen nach der Gewohnheit des Ortes beobachten, wo sie sich aufhalten. An Sonntagen indes und an Festen, die in beiden Riten auf denselben Tag fallen, müssen die Ruthenen der Liturgie in ihrer eigenen Kirche, wenn solche am Orte ist, beiwohnen. Aus anderer, ob auch langer Gewohnheit, folgt keine Aenderung des Ritus. p) Ehen zwischen Ruthenen und Lateinern sind nicht verboten. Um indes die Mißstände zu verhüten, welche für Familien aus der Verschiedenheit der Riten zu entstehen pflegen, kann die Frau während der Ehe dem Ritus des Mannes folgen, ohne daß deshalb eine Aenderung der rituellen Zugehörigkeit eintritt. q) Besteht die Ehe nicht mehr, so kann die Frau ihren früheren Ritus wieder annehmen. r) Ehen unter den Ruthenen selbst, wie Ehen gemischten Ritus müssen den Bestimmungen des Dekretes Ne temere entsprechen, sollen mithin vom Pfarrer der Braut eingesegnet werden. s) Die Kinder beiden Geschlechtes aus rituellen Mischehen sind im Ritus des Vaters zu taufen und gehören diesem an. t) Wenn ein Kind in Todesgefahr ist, kann es auch nach fremdem Ritus getauft werden, wenn der Pfarrer des Vaters nicht anwesend ist. Eine Aenderung des Ritus wird dadurch nicht herbeigeführt. Der taufende Priester hat dem zuständigen Pfarrer das Zeugnis über die Spendung der Taufe zuzusenden. u) Die Kinder gehören zur Jurisdiktion des Pfarrers, der dem Ritus des Vaters entspricht. Uneheliche Kinder indes folgen dem Ritus der Mutter. — Vom hl. Vater am 22. März auf zehn Jahre bestätigt. — Hl. Kongr. d. Propag. 27. März 1916.

2. Verpflichtung der im Kriegsdienst stehenden Priester zum Breviergebet.

Am 15. März hatte die hl. Pönitentiarie auf die Frage: Ist ein Kleriker in höheren Weihen, der bei der Mobilisation zum Soldat oder Krankenpfleger ausgehoben wird, vom Breviergebet befreit? geantwortet: „Ja, so lange der Krieg und seine Vorbereitung dauert." Auf verschiedene Anfragen, welche die Erklärung allzu weit ausdehnten und so dem kirchlichen Geist allzu sehr widersprachen, hat die hl. Pönitentiarie mit Gutheißung des hl. Vaters am 17. März 1916 folgende neue Erklärung herausgegeben: Kleriker in höheren Weihen, die trotzdem gezwungen sind, am Kriege teilzunehmen, sind allein dann von der Verpflichtung des Breviergebetes entschuldigt, wenn sie actu in der Reihe und am Orte (in linea et loco) des Kampfes sich befinden. Sonst haben sie das göttliche Offizium in freien Stunden, so gut sie können, zu beten. In Fällen schwerer Nachteile für sich oder andere können und müssen sie (nach Anhörung,

wenn dies möglich, ihres eigenen Beichtvaters) nach den allgemeinen, von den Theologen überlieferten Normen sich richten. —

Weidenau. **A. Arndt.**

* * *

Der Borromäusverein im Kriegsjahr 1915/16.

Auf der Mitgliederversammlung des Borromäus-Vereins in Bonn am 8. Juni wurde Bericht erstattet über die Schwankungen in dem Verein in den beiden Geschäftsjahren 1915 und 1916, die ganz unter der Wirkung des Krieges standen. Darnach hatte der Verein im Jahre 1915 unter der Wucht der Kriegsereignisse mit einem Schlag 361 Vereine, 33 736 Mitglieder und 109 467 Mark an Beiträgen verloren, so daß dieses Geschäftsjahr mit einem Bestand von 4381 Vereinen und 228 079 Mitgliedern abschloß. Der Gesamtversand an Büchern sank von 541 923 im Vorjahre auf 401 493, was hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, daß die Bibliotheksgabenquote — jährlich eine Summe von mehr als 200 000 Mark — nicht den Lokalvereinen, sondern der Sammelstelle für Soldatenlektüre überwiesen wurde. Eine tatkräftige Agitation hatte zur Folge, daß bis heute nicht bloß der Stand zur Zeit der letztjährigen Frühjahrsmitgliederversammlung um 30 000, sondern auch zu Ende des letzten Jahres um 3355 Mitglieder überholt ist. Dieser Erfolg ist hauptsächlich den 36 Konferenzen zuzuschreiben, die namentlich in Schlesien und in Württemberg abgehalten wurden, sowie dem Kriegsflugblatt, das, in 215 300 Exemplaren verbreitet, auf die Notwendigkeit hinwies, den Verein gerade in der gegenwärtigen Zeit zu halten und zu fördern, wenn anders er den ungeheueren Anforderungen der Sammelstelle für Soldatenlektüre und den großen Aufgaben der kommenden Friedenszeit gewachsen sein soll. Tatsächlich hatte sich der Verein im Jahre 1915 durch die stetig wachsenden Bedürfnisse an der Front, in den Lazaretten usw. nahezu bis zum Weißbluten geopfert. Trotzdem wurde die Sammelstelle, durch spärliche Spenden unterstützt, leidlich aufrecht erhalten. Bis heute hat dieselbe nicht weniger als 5040 911 Schriften unentgeltlich an die Mannschaften an der Front, im In- und Auslande versandt, darunter — was wohl zu beachten ist, weil Bücher größere Mittel erfordern — 869 996 Bände. Gerade weil gemäß den Vereinbarungen mit dem katholischen Gesamtausschuß in Berlin vom Borromäus-Verein hauptsächlich Bücher angefordert werden, wird die Sammelstelle weniger als jede andere caritative katholische Kriegsorganisation reicher Zuwendungen und Spenden entraten können.

Den besten finanziellen Rückhalt wird indes für den Borromäus-Verein stets ein kräftiger Mitgliederstand bedeuten. Deshalb hat die Mitgliederversammlung im Juni eine Reihe wichtiger Beschlüsse gefaßt, die auf die größere Interessierung weitester Kreise für die Borromäusvereins-Bestrebungen hinzielen. Demgemäß sollen die Mitglieder mit einem Beitrag von 6 Mark das Recht haben, das Vereinsorgan „Die Bücherwelt", das sich zu einem wichtigen Förderungsmittel der Vereinsinteressen und zu einem bedeutenden Fachblatt ausgewachsen hat, statt der ihnen zustehenden Mitgliedsgabe frei zu beziehen. Einer neu errichteten Klasse von Teilnehmern mit einem Jahresbeitrag von 10 Mark („Förderer") steht das Recht auf freien Bezug „Der Bücherwelt" und auf freie Wahl einer Mitgliedskarte zu 6 Mark zu. Sämtliche Teilnehmer sollen durch Bekanntgabe in tunlichst weitem Kreise darauf hingewiesen werden, daß sie berechtigt sind, auf der Mitgliederversammlung zu erscheinen und an den Vereinsfragen Anteil zu nehmen. Ein weiterer Beschluß, der die Rechte der Diözesanverbände festlegt und diesen größeren Einfluß auf den Gesamtverein sichert, dürfte in der gleichen Richtung günstig wirken, zumal die nach Beschluß der Generalversammlung neu zu schaffenden „Vereinsnachrichten" darauf hinarbeiten werden, die Verbindung der Zentralleitung mit den Diözesanverbänden und Lokalvereinen inniger und fruchtbarer zu gestalten. Es ist zu hoffen, daß durch solche Entschließungen weite Kreise, die bisher dem Verein fernstanden, zumal die gebildeten Katholiken, für den Borromäus-Verein gewonnen werden. Die Notwendigkeit eines starken Borromäus-Vereins für das deutsche Volksleben

wurde nie deutlicher erwiesen, als in der gegenwärtigen Kriegszeit. Seine weitere Ausbreitung auf die von ihm noch nicht erfaßten Kreise ist lediglich eine Forderung der veränderten Zeitverhältnisse und Zeitaufgaben.

Bücherschau

Experimentelle Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Pädagogik. Von Prälat, Prof. Dr. Konstantin Gutberlet. (V u. 367 S.), 6,80 Mk. Paderborn, Schöningh, 1915.

Man ist immer erfreut, wenn eine neue Schrift von Gutberlet angezeigt wird; ist man ja schon im voraus sicher, daß die Wissenschaft daraus reichen Gewinn ziehen wird. Das trifft auch bei der eben zitierten Schrift zu. Dieselbe behandelt die neueste Richtung der Psychologie, besonders in ihrer Beziehung zur Pädagogik, die experimentelle Psychologie. Gewiß war niemand mehr geeignet, dieses Gebiet zu beurteilen, wie der Nestor der neuscholastischen Philosophie in Deutschland, der durch seine vielen einschlägigen Artikel im „Philosophischen Jahrbuch", sowie durch seine Schrift „Psychophysik" bewiesen hat, daß er auf der Höhe der zeitgenössischen psychischen Forschung steht. Zwar bietet er keine eigenen Experimente, aber er trägt das in zahllosen Publikationen gesammelte Material gewissenhaft zusammen, um dem Leser selbst ein eigenes Urteil zu ermöglichen. Dabei bekundet er eine erstaunliche Belesenheit und eine bei seinen 80 Jahren seltene geistige Frische. Das Buch bespricht die hauptsächlichsten Resultate der experimentellen psychologischen und pädagogischen Forschungen über Assoziation, Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Denkprozesse, Leib und Seele, differentielle Psychologie, Psychologie des Kindes, frühkindliche Psychologie, experimentelle Pädagogik, Gesichtssinn, sechsten Sinn der Blinden, das Gehör, den Gefühlssinn. Die Lektüre der Schrift ist allerdings nicht leicht, und das Resultat der ungeheuren Arbeitsleistung auf dem Gebiete der experimentellen Psychologie und Pädagogik ist im Hinblick auf die widerstreitenden Ansichten der Forscher in fast allen Punkten wenig befriedigend. Selbst die hervorragendsten Vertreter dieser Wissenschaft, wie Wundt, Meumann u. a., gestehen (siehe S. 244 ff.), daß sie noch weit davon entfernt ist, eine nach Methoden und positiven allgemein angenommenen Ergebnissen gesicherte Wissenschaft zu sein. Es ist zu besorgen, daß unserm Verfasser wegen dieser Schrift wieder ein ähnlicher Vorwurf gemacht werden dürfte, wie wegen seiner „Psychophysik", daß er durch die Gegenüberstellung der in allen Punkten sich bekämpfenden Forscher die junge Wissenschaft eher kompromittiert, als gefördert habe — gewiß mit Unrecht, da überall das warme Interesse des Verfassers für dieses Wissensgebiet sich kundgibt. Wer mit der experimentellen Psychologie und Pädagogik sich vertraut machen will, kann an dem vorliegenden Buch nicht vorbeigehen. Abgesehen von dem 1914 erschienenen „Abriß der experimentellen Pädagogik" des leider zu früh (1915) verstorbenen Meumann dürfte kaum eine Schrift zur Einführung in dieses Wissensgebiet sich so eignen, wie die vorliegende.

Lehrbuch der experimentellen Psychologie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Von Joseph Fröbes S. J., Professor der Philosophie zu Valkenburg. I. Bd., 1. Abt., XVI u. 198 S. mit 25 Textfiguren und einer farbigen Tafel. 4 Mk. Herder, 1915.

Dieses Werk des gelehrten Jesuiten hat dem Inhalte nach etwas Verwandtschaft mit dem eben besprochenen von Gutberlet, aber die Art der Darstellung ist durchaus verschieden. Gutberlet gibt mehr oder weniger eine Sammlung von Urteilen über die Fragen der experimentellen Psychologie und Pädagogik, ohne selbst eine bestimmte Stellung einzunehmen. Fröbes bekennt gleich zu Beginn, daß er vom philosophischen Standpunkt den Anschauungen Geysers, des geschätzten Münsterer Philosophieprofessors, am nächsten stehe, nach der ex-

perimentellen Seite der Psychologie seinem ehemaligen Professor E. Müller in Göttingen durchgehends Gefolgschaft leiste. In dieser ersten Abteilung des I. Bandes, dem der zweite bald folgen soll, behandelt der Verfasser zunächst die mehr allgemeinen Fragen über Ziel und Wege der empirischen Philosophie und die Empfindung; dann geht er zur Besprechung der einzelnen Empfindungen über: des Gesichtes, des Gehöres, des Geruchs und Geschmackes, der Haut, die kinästhetischen und statischen und die Organempfindungen; zum Schlusse die einfachen sinnlichen Gefühle.

Das Buch ist entstanden als Frucht langjährigen Unterrichtes; es will weder ein kurzer Leitfaden sein, noch ein umfangreiches Nachschlagewerk, sondern eine Mittellinie zwischen beiden innehalten, sowohl dem Lehrer, als dem Lernenden die wissenswerten Resultate der modernen psychologischen Forschung im Zusammenhange darbieten. Das Buch verrät überall den Fachmann auf diesem Gebiete, dessen Kenntnis nicht nur dem Psychologen, sondern auch dem Juristen, Mediziner und Pädagogen heutzutage unentbehrlich ist. Freilich darf man die heutige experimentelle Psychologie in ihrer Bedeutung für die Psychologie und Philosophie überhaupt nicht übertreiben, wie es zuweilen geschieht. Selbst Wundt, mit Fechner der Begründer der experimentellen Psychologie, warnt vor Ueberschätzung derselben: „Ist die Psychologie in ihren Ansprüchen an die Gehirnphysiologie im wesentlichen auf dem Standpunkt der Resignation angekommen, so sieht sich diese Stimmung nun auch durch die Mißerfolge gerechtfertigt, welche die zeitweise hochgespannten Erwartungen auf diesem Gebiete davongetragen haben. So erleuchtend das allgemeine Strukturbild es Gehirnes auf das allerdings mehr metaphysische, als psychologische Problem des Verhältnisses zwischen Hirn und Seele gewirkt haben mag, und von so hohem Wert für die Pathologie das Studium der Lokalisation geworden ist, die Psychologie als solche ist dabei im wesentlichen leer ausgegangen... Die Gehirnphysiologie hat offenbar viel mehr Fragen an die Psychologie gestellt, von deren Beantwortung ihre eigene Deutung der Befunde abhängt, als daß sie selbst im stande gewesen wäre, die psychologische Analyse zu unterstützen." (Festschrift für K. Fischer, 1905², S. 25; vergl. des Rezensenten „Grundfragen der Philosophie und Pädagogik", 1915, I, 210 ff.). — P. Fröbes hat sich bei aller Begeisterung für die junge experimentelle Wissenschaft doch ein nüchternes Urteil bewahrt und sich von einer solchen Ueberschätzung derselben fern gehalten, als sei sie berufen, alle psychologischen Fragen zu lösen. Auf der andern Seite ist es aber auch wahr, daß die experimentelle Psychologie der rationellen als Hilfswissenschaft schon gute Dienste geleistet hat und hoffentlich noch mehr leisten wird. Dazu wird auch das Lehrbuch von P. Fröbes nicht wenig beitragen und ist daher freudig zu begrüßen.

Lexikon der Pädagogik, im Verein mit Fachmännern und unter besonderer Mitwirkung von Hofrat Professor Dr. Otto Willmann herausgegeben von Ernst M. Roloff, Lateinschulrektor a. D. IV. Bd. von Prämien bis Suggestion (XII. S. u. 1348 Spalten, geb. 14 Mk.). Herder, 1915.

Es ist ein glänzendes Zeugnis für die Arbeitskraft des Herausgebers des Lexikons der Pädagogik, des Herrn Roloff und seiner Mitarbeiter, daß der 4. Band des Lexikons trotz des Weltkrieges erscheinen konnte. Wie sehr das Werk einem Bedürfnis der Zeit entspricht, beweist die günstige, ja begeisterte Aufnahme, die dasselbe nicht nur in katholischen Kreisen gefunden hat. Wenn uns je eine Orientierung über pädagogische Fragen, wie sie das „Lexikon" in so reicher Fülle bietet, notwendig war, dann ist es in unserer Zeit der Fall, in welcher über Grundlage, Methode und Ziele der Pädagogik ein so großer Widerstreit herrscht. Zwar meinen Herausgeber und Verlag:

„Der Weltkrieg mit seinen gewaltigen Umwälzungen auf staatlichem, wirtschaftlichem und geistig-kulturellem Gebiete, die er unfehlbar im Gefolge hat und haben wird, wird auch in Fragen der Erziehung und des Unterrichts ein Machtwort reden, und er hat bereits eine erfreuliche Klärung in der einen oder andern umstrittenen pädagogischen Frage gebracht. Der wilde Schrei nach einer völlig »neuen Erziehung«, nach einer »neuen Schule« ist merklich verstummt. Der Weltkrieg hat grundsätzlich der alten Schule recht gegeben. Die

Helden des Schlachtfeldes, der Luft und der See sind durch die alte Schule gegangen. Wohl wird der Krieg die eine oder andere Umgestaltung im Gefolge haben, z. B. eine stärkere Betonung der Willens- und Charakterschulung, erhöhte Sinnespflege u. dgl., im allgemeinen und im wesentlichen haben aber die alterprobten Grundsätze einer auf durchaus christlichem Boden stehenden Pädagogik die glänzendste Rechtfertigung erfahren.

„Die altbewährten Erziehungsgrundsätze der katholischen Kirche und im Anschluß an sie der katholischen Pädagogik, für die so mancher überschäumende Galopp-Pädagog nur ein mitleidiges Lächeln hatte: die unbedingte normgebende Bedeutung der Moral wie der Religion überhaupt, die Pflege von Herz und Gemüt, Geduld und Ausdauer, Mut und Tatkraft, Selbsttätigkeit und Selbstvertrauen, Gehorsam und Achtung vor der Autorität — all das ist über Nacht ganz zeitgemäß, eine Forderung des Tages geworden."

So rosig können wir nicht in die Zukunft schauen, wenn wir die Stimmen hören, welche sich heute schon, mitten im Kriege, gegen die alte Schule, insbesondere gegen deren konfessionellen Charakter, erheben. Weite Kreise, auch im Lehrerstande, schwärmen für die einheitliche Nationalschule, in welcher alle Kinder, ohne Rücksicht auf Konfession, Stand und Beruf, wenigstens die ersten fünf Jahre, unterrichtet und erzogen werden sollen.[1]) Hat doch der „Allgemeine deutsche Lehrerverein" in seiner letzten Versammlung zu Kiel im Anschluß an ein Referat Kerschensteiners, des bekannten Münchener „Schulreformators", die Resolution gefaßt: „Die deutsche Lehrerversammlung fordert . . . die organisch gegliederte nationale Einheitsschule, die einen einheitlichen Lehrerstand zur notwendigen Voraussetzung hat und in der jede Trennung nach sozialen und konfessionellen Rücksichten beseitigt ist." Wenn solche Bestrebungen, welche von mächtigen Gönnern, insbesondere vom Monistenbunde, der Loge und der Sozialdemokratie gefördert werden, die Oberhand gewinnen sollten, dann stände uns ein neuer Schulkampf und damit ein neuer Kulturkampf bevor. Bisher verhalten sich gottlob! die stärksten Parteien der Volksvertretung und die Regierung selbst gegenüber dem Gedanken der konfessionslosen National- oder Reichsschule noch entschieden ablehnend. Aber es bedarf der Wachsamkeit von unserer Seite, damit es keine Ueberraschungen gibt.

Für solche Kämpfe der Zukunft bietet nun das „Lexikon der Pädagogik" das beste, ja ein unentbehrliches Mittel zur eigenen Belehrung über die schwebenden Fragen, sowie ein solides Rüstzeug im Streite mit den zahlreichen Gegnern der Konfessionsschule. Aus diesem Grunde möchten wir dasselbe in erster Linie den Geistlichen empfehlen, sowie den Lehrer- und Seminarbibliotheken. Es wäre aber eine Perle für jede Privatbibliothek. Es hat keinen Zweck, auf einzelne Artikel einzugehen, da alle von Fachmännern bearbeitet wurden, denen wir volles Vertrauen schenken können. Der größte Vorzug der Artikel ist, daß sie alle auf derselben philosophisch-religiösen Grundlage ruhen und daher eine einheitlich in sich geschlossene Weltanschauung vertreten, aus welcher die pädagogischen Grundsätze, Ziele und Methoden sich naturgemäß ergeben. So ist das Werk trotz der vielen Mitarbeiter doch aus einem Guß gearbeitet, ein achtunggebietendes Monument katholischer Weltanschauung.

Trier. **Willems.**

Der Tabernakel von Rosen umrankt oder **Eucharistie und Rosenkranz.** Von P. Mannes M. Rings O. P. 240 S. 2,— Mk. Dülmen, Laumann, 1915.

Unser Jahrhundert wird das eucharistische genannt. Pius X. war der eucharistische Papst; sein Vorgänger, Leo XIII., der Rosenkranzpapst, drückte der katholischen Welt den Rosenkranz in die Hand. Verfasser obengenannten Buches verbindet beides und bietet der Welt so eine doppelte, zweischneidige Waffe. Reicher Stoff zu Betrachtungen und Predigten bietet sich in Fülle in den einzelnen Kapiteln. Besonders für die Klöster und die Ordensfrauen, vor

[1]) Vergl. Pharus, 1916, H. 4: Stölzle, Brauchen wir eine neue Schule? Die christliche Schule, 1916, Heft 3 u. 4: Ritzer, Ist die deutsche Reichsschule ein Postulat des Weltkrieges?

allen den Söhnen und Töchtern des heiligen Dominikus, wird es eine liebe, langersehnte Lektüre sein. Aber auch jeder Mann, und vor allem die christliche Mutter, wird es gerne lesen. Nicht als Zufall ist es zu betrachten, daß dies Buch im Kriegsjahr entstanden, auch für die Soldaten im Feld und in den Lazaretten bietet es Trost und Hilfe.

Unseren gefallenen Helden. Herausgegeben von P. Hermenegild, Kapuziner. 168 Seiten. Geb. 70 Pfg. München, Pfeiffer.

Schon manches Denkmal dankbarer Liebe ward unseren Helden gesetzt, die ihr Leben geopfert für des Volkes Wohl, für einen jeden von uns. Doch das schönste Gedenken eines gläubigen Christen an seine Lieben ist und bleibt das Gebet für die Ruhe ihrer Seelen. Zu diesem Gebetsdenkmal auch einen Stein zuzufügen, ist der Zweck dieses Büchleins. Es bietet zuerst Trostgedanken für die trauernden Hinterbliebenen, dann Aufmunterung, der Gefallenen im Gebete zu gedenken. Es bietet hierfür eine große Auswahl. Auch Meß-, Beicht-, Kommunion-Andacht und Gebete in verschiedenen Anliegen findet hier das gläubige Volk.

Des Lebens Flut. Neue Erzählungen für Volk und Jugend. Von Konrad Kümmel. Geb. 2,60 Mk. Herder, 1916.

Zu der Erzählungsfolge „Des Lebens Flut" von Konrad Kümmel sind zwei neue Bändchen getreten, das fünfte und sechste, denen wohl in jedem Leser der vorausgehenden Bändchen eine aufnahmefreudige Stätte bereitet ist. Die in ihnen enthaltenen Geschichten preisen laut Kümmels Erzählergeschicklichkeit, besonders nach der lieblichen Seite. Aus den zum Lesen freundlich einladenden Ueberschriften nennen wir: „Der letzte Gruß", „Das Christkindlein der Frau Baronin", „Zwei Beichtkinder", „Das arme Kripplein", „Die stärkere Macht", „Wozu berufen?" Gar viele, die zufällig oder absichtlich einem der anmutigen Musenkinder des schwäbischen Volksschriftstellers eine Lesestunde schenkten, haben den Weg zu kinderreinem Gemüt wieder betreten oder sind vorm Ausgleiten in trübes Rinnenwasser bewahrt geblieben. Solch' eine Führer- und Bewahrerrolle darf auch den angezeigten Bändchen vorbehaltlos zugesprochen werden.

W. Z.

Behüt' dich Gott! Geleitworte ins Leben für die Jungmannschaft. Von P. Ambros Zürcher O. S. B. Mit 32 Original-Kopfleisten von Kunstmaler Andreas Untersberger. 192 Seiten, hochformatig, 12°.

Gott schütze dich! Geleitworte ins Leben für die weibliche Jugend. Von P. Ambros Zürcher O. S. B. Mit 31 Original-Kopfleisten von Andreas Untersberger. 192 Seiten, hochformatig, 12°. — Jedes Bändchen broschiert 60 Pfg., 65 Cts., elegant gebunden Mk. 1,—, Fr. 1,25. Bei Partiebezug entsprechende Preisermäßigung. — Verlagsanstalt Benziger u. Co., A.-G. Einsiedeln, Waldshut, Köln a. Rh., Straßburg i. Els.

Was P. Ambros hier sagt, das geht zu Herzen; kein Jüngling, keine Jungfrau wird diese „Geleitworte ins Leben" aus der Hand legen, ohne ergriffen zu sein von den weihevollen, väterlichen Jugenddbelehrungen. — Geistliche, Eltern, Lehrer, Lehrerinnen, Erzieher, Paten können ihren schutzbefohlenen Knaben und Jünglingen, Mädchen und Jungfrauen wohl keine inhaltsreichere, schönere Büchlein in die Hände legen, welche ihnen besser den Weg zu einem guten Fortkommen und zum ewigen Heile weisen als „Behüt' dich Gott!" und „Gott schütze dich!" von P. Ambros Zürcher.

W. Z.

Fürs deutsche Herz! Kriegsgedichte von Wigberth Reith, Franziskaner. Verlag und Druck von B. Kühlen's Kunstanstalt in M.-Gladbach; 100 S., 1,50 Mk. 1916.

Ein Franziskaner ist es, ein Dichter von Gottes Gnaden, der uns aus einsamer Klosterzelle diese wirklich schönen Gedichte bietet. Meisterhaft greift er in der „Saiten Gold" und weckt beim Leser „der dunkeln Gefühle Gewalt", wenn dieser wie der Dichter selbst unsere große Zeit mit warmem Herzen durch-

lebt und mit dem Vaterlande leidet und hofft, wenn er die Helden draußen auf dem Schlachtfelde und die Heldinnen drinnen im Lazarett wie im Schoße der Familie dankbar bewundert. Bei einer Reihe der Gedichte strömt das Gefühl unmittelbar hervor, wahre, tiefe Liebe zu Land und Volk; bei den meisten jedoch hält der Dichter, angeregt durch kleine persönliche Erlebnisse oder bekannte große Ereignisse, seine lautere, von religiösem Geiste durchwehte Vaterlandsliebe in eine sinnige, epische Gewandung. Einzelne — eine Heldin, Wikinger u. a. — werden die Zeit, für die sie zunächst gelten, mit ihrem bleibenden Werte überdauern; alle aber bieten heute einen Kunstgenuß, und wer gern eine Stunde am frischen Born der Poesie Labung sucht, dem sei das Büchlein des hochgesinnten Franziskaners empfohlen: er wird es nicht ohne Befriedigung beiseite legen. Auch dem sei es empfohlen, der für patriotische Feste nach kleinen, wirkungsvollen Dichtungen sucht: er wird sich der Ausbeute freuen.

Worüber müssen die Eltern von der Schule Bescheid wissen? Kurzgefaßte, wissenswerte und notwendige Belehrungen und Mahnungen für die Eltern. Von Schulrat Ries, Kreisschulinspektor in Wiedenbrück. Preis 25 Pfg., 50 Stück 10 Mk. Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.-Gladbach, 1916.

Das billige, aber gut ausgestattete Schriftchen hält, was sein Titel verspricht: Ohne auf den innern Unterrichtsbetrieb und die Erziehungsarbeit der Schule einzugehen, belehrt es in übersichtlicher, klarer und bündiger Weise über die Zeit bis zum Eintritt der Kinder in die Schulpflicht, den Eintritt des Kindes in die Schule, die Schulzeit selbst, den Uebergang von der Volksschule zu anderen Schulen, die Entlassung aus der Volksschule und die Fortbildungsschulen. Nebenher gibt es treffliche Winke über das notwendige und fruchtbare Zusammenwirken von Schule und Haus, so daß man es allen Eltern empfehlen muß, die nicht nur das Wohl ihrer Kinder ernstlich ins Auge fassen, sondern sich auch unbequemer Umfragen von Schulfall zu Schulfall ersparen wollen.

Biblische Bilder für die christliche Jugend. Material zu religiösen Vorträgen in Jünglings-Sodalitäten, Gesellen- und andern kirchlichen Jugendvereinen. Von Pfarrer Bitter, Gelsenkirchen-Hüllen. Geb. 3 Mk. Dülmen i. W. — A. Laumann'sche Buchhandlung

Es war ein Vorzug der alten Schule, daß sie der biblischen Geschichte einen breiteren Raum gewährte, als die neuere Schule, in der die biblischen Vorbilder durch eine Unmenge anderer Gestalten beengt werden. Früher wurden die Persönlichkeiten der Heilsgeschichte im allgemeinen schärfer beleuchtet, von der Phantasie reicher umsponnen, von dem Gemüte inniger umfaßt und traten darum im gegebenen Lebensfalle schneller und klarer ins Bewußtsein, um den Willen zur guten Tat anzuspornen, als heute, und die bessere Methode unserer Zeit gleicht den Nachteil der gedrückteren Stellung der biblischen Geschichte nicht völlig aus. Um so mehr ist ein Buch, wie das vorliegende, zu begrüßen und zu empfehlen, weil es seine 55 Vorträge an kleine biblische Ausschnitte anschließt und so einen großen Teil des biblischen Schulstoffes wieder auffrischt und die jungen Zuhörer auf eine lange Zeit in der seelenerquickenden Atmosphäre der heiligen Schriften leben läßt. Nicht nur dem Vereinsleiter, auch dem Lehrer wird es zu zweckmäßiger Ethisierung seiner biblischen Lektionen gute Dienste tun, zumal der Inhalt durch die klare und flüssige Sprache mühelos erfaßt wird und die Wärme der Darstellung bezw. des Verfassers leicht auf den Leser und Zuhörer übergeht. — Für eine folgende Auflage möge der Rat gestattet sein, bei dem einen oder andern Bilde (z. B. § 6) die scharfe Beleuchtung und kräftige Wirkung des biblischen Vorganges nicht durch andere Beispiele zu beeinträchtigen. Ferner möge das mit Vorliebe gebrauchte papierene Relativpronomen „welcher" durch „der" ersetzt werden, wie es seit längerer Zeit auf der ganzen Linie geschieht.

Unsere lehrhafte Dichtung im Laufe der Jahrhunderte. Ueberblick und Proben für Schule und Haus. Herausgegeben von Schwester Scholastika. Preis geb. 1,50 Mk. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, 1915.

Das treffliche und preiswürdige Büchlein bietet in der Einleitung eine Würdigung und Einteilung der lehrhaften Dichtung. Darauf führt es die ein-

zelnen Arten in der entsprechenden Reihenfolge vor und bringt zu jeder Art zahlreiche umsichtig und taktvoll ausgewählte Proben von der Zeit ihres ersten Auftretens bis in unsere Tage. Vor den Proben stehen Belehrungen über die betreffende Unterart der lehrhaften Dichtung nebst zweckmäßigen literar-historischen Mitteilungen. Dieser theoretische Teil ist ein methodisches Meisterstück: die edle, einfache und maßvolle Darstellung bleibt immer auf gleicher Höhe, und der Inhalt befriedigt, ohne das Bedürfnis des jugendlichen Lesers zu überschreiten. Eine angenehme Zugabe bilden an der Spitze der einzelnen Kapitel die Originalzeichnungen mit ihrer feinsinnigen Symbolik von der Hand einer Ordensschwester. So darf man das Büchlein für jede Haus- und Schülerbücherei zur genußreichen und bildenden Lektüre empfehlen, besonders aber allen Schülern und Schülerinnen höherer Lehranstalten, die sich auf dem Gebiete der Poesie selbständig und ohne besondere Mühe über den Rahmen der Schullehrpläne hinaus umsehen wollen. — Nur einige Hinweise für die folgende Auflage: Die Definition der Fabel (S. 6) ist zu weit; nach dieser Erklärung müßte man eine Menge von Mitteilungen aus dem Triebleben der Tiere zur Fabel zählen. Es fehlt das wesentliche Merkmal, daß die vernunftlosen Dinge (meist Tiere und Pflanzen) wie Menschen reden und handeln. In dieser Personifaktion liegt ja auch der bedeutsamste poetische Reiz. (Beispiele wie „Der Maler" — S. 31 — und sogenannte Kinderfabeln wie „Knabe und Vogel" — S. 59 — sind keine eigentlichen Fabeln.) Dann S. 232: „— — es (das Epigramm) enthält einen tiefen Sinn, das Ergebnis eines scharfsinnigen Urteils." Da es sich um einen Gedankengang oder eine Kette von Urteilen handelt, dürfte wohl besser heißen: — — scharfsinnigen Urteilens, oder noch besser Denkens. Zu beachten ist auch S. 233 der Druckfehler Logan (statt Logau).

Trier. **N. Faßbinder,** Konrektor.

Die kirchliche Armenpflege. Von Dr. J. Beck, Professor an der Universität Freiburg. 8°, 26 S. Luzern, Räber, 1915.

Der Verfasser gibt eine gedrängte Uebersicht über das Wesen der kirchlichen Armenpflege, ihre Zwecke und Aufgaben, ihr Verhältnis zur Sozialpolitik und zur staatlichen Armenpflege und setzt sich mit den Gegnern derselben auseinander. Sodann behandelt er in kurzen Zügen die Geschichte der kirchlichen Armenpflege im Altertum, Mittelalter und Neuzeit, um sodann einen unseren Zeitverhältnissen angepaßten Organisationsplan für die Bestrebungen dieses Zweiges der Caritas zu entwerfen. Die Schrift empfiehlt sich zum Zwecke einer raschen Orientierung und wird für Vorträge über diese Frage nützlich sein.

Der Konsekrationstext der römischen Messe. Eine liturgiegeschichtliche Darstellung von Dr. K. J. Merk. 8°, IX u. 159 S. Mk. 3,50. Rottenburg, W. Bader, 1915.

Wer im Aprilheft des ‚P. b.' (S. 299—309) die gediegene Abhandlung über den Konsekrationstext und den Konsekrationsmoment gelesen hat, wird sicherlich in der gegenwärtigen Schrift eine weitere geschichtliche Begründung und Vertiefung der dort vorgetragenen Darstellung suchen. Der Verfasser bietet dieselbe in reichstem Maße. Er untersucht zunächst die von einander abweichenden Ueberlieferungen des Textes in der hl. Schrift und prüft die Beurteilung dieser Verschiedenheiten durch die Liturgiker. In der Wiedergabe des Konsekrationstextes durch die verschiedenen Liturgien stößt man bei aller Verschiedenheit auf ein Streben nach einheitlicher Redaktion der Konsekrationsworte. Eine Vorzugsstellung unter den Liturgien nimmt die römische ein; die endgiltige Abfassung ihres Meßkanons verlegt der Verf. an das Ende des 4. Jahrhunderts. Die eingehende Untersuchung über den Konsekrationsmoment hat schon der ‚P. b.' gebracht. Im Anschluß daran wird die alte Frage der Epiklese eingehend behandelt. Zum Schluß erörtert M. Sinn und Herkunft der Eigentümlichkeiten des römischen Konsekrationstextes. Für den Priester bietet es ein besonderes Interesse, Herkunft und Entwickelung der heiligsten aller Worte, die täglich auf seine Lippen kommen, zu verfolgen.

Fünfeld. **J. Pietsch,** O M. J.

Am Grabe unserer Helden. Von Dr. Anton Leinz. Kl. 8°, 25 S. Mk. 0,40. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung, 1916.

Der Militär-Oberpfarrer und Feldgeistliche der 2. Garde-Reserve-Division, Dr. Leinz, bietet in diesem Schriftchen acht kurze und kernige Ansprachen als Grabreden bei Beerdigungen gefallener Krieger. Wer täglich oder doch recht häufig vor den Truppen Grabreden zu halten hat, wird mit Freuden zu diesem Bändchen greifen, wo er in gedrängter militärischer Ausdrucksweise Trost- und Ermunterungsgedanken für unsere Soldaten findet, die gerade an einem frischen Kriegergrabe einen tiefen Eindruck auf die Truppen machen werden. Mögen diesem Beispiele andere Schriftchen folgen und so den Feldgeistlichen immer neue Hilfsmittel bieten!

Christi Leidensgang durch unsere Zeit. Fastenpredigten von Kaplan Wilh. Dederichs. 8°. 67 S. Mk. 1,40. Warendorf i. Westf. Schnellsche Buchhandlung.

Der Grundgedanke, welcher diesen Fastenpredigten als Leitmotiv gegeben ist, verdient alle Anerkennung: Verbindung der Leiden des Heilandes mit den hauptsächlichsten Schwächen und Sünden der heutigen Zeiten und Menschen mit besonderem Hinweis auf den Leichtsinn und die Schwere der Sünden jetzt inmitten all der Prüfungen des Krieges. Den einzelnen Mißhandlungen, die der Heiland ertragen wollte, werden besondere Sünderarten und -Quellen gegenübergestellt und so desto wuchtiger gegeißelt, z. B. moderner Unglaube, Genußsucht, Arbeitsleben. Mit der Ausarbeitung dieser Predigten könnte ich aber nicht ganz einverstanden sein; die Sprache ist vielfach etwas gesucht und gekünstelt, hascht nach Wortspielen und Alliterationen, ergeht sich in Kleinmalerei und wird dann andererseits wieder zu scharf, fast trivial in manchen Ausdrücken, ist nicht edel genug für die Kanzel. Manch' phantastisches Schmuckwerk wirkt beinahe schauerlich, z. B. Tod des Judas, während anderes wieder den ernsten Eindruck stört und abschwächt; etwas naiv berührt es, daß der Verf. die Zeitform in Klammern geändert „für den Fall, daß zur Fastenzeit 1916 der Krieg zu Ende und Friede ist." Wer diese Predigten verwenden will, findet gewiß recht gute Anregung, muß aber auch manches umarbeiten.

Im Heerbann des Priesterkönigs. Betrachtungen zur Weckung des priesterlichen Geistes. Von Karl Haggeney S. J. 2. Teil. Der wahre Melchisedech (Fasten- und Osterzeit). Kl. 8°. X u. 417 S. Mk. 3. Herder, Freiburg i. Br., 1916.

Dieses 2. Bändchen der Betrachtungen (36 über das Leben des Heilandes, 12 über Auferstehung und Himmelfahrt, 3 über Pfingsten) führt uns das Bild des wahren Melchisedech, des Friedenskönigs, vor Augen. Durch seinen Opfergang auf Kalvaria wird der Heiland zum eigentlichen Priesterkönig und zeigt die unendliche Liebe seines hl. Herzens vom Abendmahle bis zum blutigen Kreuzestode in solch' strahlendem Licht, daß jedes Priesterherz desto mehr zu ihm hinzugezogen werden muß, je tiefer es in diese Abgründe der Liebe hineinschaut. Das in Liebe und Leiden begonnene Werk, die Schuld zu tilgen und Frieden in alle Herzen hineinzutragen, wird durch die Auferstehung, Himmelfahrt und Sendung des hl. Geistes vollendet. Die Betrachtungen fußen auf den Berichten des Lukasevangeliums und der Apostelgeschichte und zeichnen in einfacher, anmutiger Weise die schönen, edlen, gottmenschlichen Charakterzüge Jesu, des Königs und Vorbildes aller wahren Priester. In kurzer, praktischer Anwendung, die durch kleineren Druck am Ende eines jeden Betrachtungspunktes leicht erkenntlich ist, schildert der Verf. die Priesterpflichten und -tugenden, durch deren Uebung die Priesterseele dem erhabenen Vorbild immer ähnlicher werden und dem Priesterkönig immer näher kommen soll. Dem Betrachtenden werden hier die großen Priestergedanken geboten, von denen der wahre Opferpriester durchdrungen sein und gleichsam leben soll. Möge dieses Betrachtungsbuch recht vielen Priestern ein treuer Freund und Führer werden!

Straßburg i. Els. P. **G. Allmang**, Obl. M. I.

Untersuchungen zu dem Streite Kaiser Friedrichs I. mit Papst Hadrian IV. (1157—1158) von H. Schrörs, Prof. a. d. Universität Bonn. 4°, 72 S. Freiburg, Herder 1916. M. 3.

Die Schrift beschäftigt sich nicht mit dem ganzen Streite Friedrichs I mit Hadrian IV, sondern sie will nur eine einzelne Begebenheit desselben ins rechte Licht setzen: die Bedeutung der Vorgänge auf dem Reichstage von Besançon im Oktober 1157. Auf demselben überbrachten die päpstlichen Legaten ein Schreiben Hadrians IV, welches von der Versammlung sehr ungnädig aufgenommen wurde und zu einem Tumulte führte. Auch wurden bei den Legaten noch andere Schriftstücke gefunden, die den Zorn des Kaisers erregten, so daß er ihnen befahl, am nächsten Tage in aller Frühe abzureisen und auf dem kürzesten Wege Deutschland zu verlassen. Sch. untersucht nun eingehend den Charakter dieser Schriftstücke und den Sinn des Auftrages, den die Legaten auszuführen hatten, und gelangt zu dem Ergebnis, daß die Vorgänge von Besançon nicht als Vorspiel des Kampfes gegen Alexander III. oder des Zerwürfnisses mit Hadrian IV. aufzufassen sind. Ihre wesentliche Bedeutung liegt darin, daß sie ein gut berechneter Schlag gegen die päpstliche Kirchenreform in Deutschland war. „Der Tag von Besançon bezeichnet das Ende aller Bestrebungen, die seit dem Wormser Konkordat in ununterbrochener Folge auf eine Besserung der deutschen Kirche ausgingen. Ja, wenn man bedenkt, daß auch der Investiturstreit ursprünglich sich an dem Gedanken der Kirchenreform entzündet und diese zum letzten Ziel hatte, war er in Bezug auf Deutschland auch das Ende dieser Entwickelung. Besançon macht in unserer inneren Kirchengeschichte einen tiefen Einschnitt" (S. 72). Durch diese Darlegung erhält die ganze Angelegenheit eine bisher übersehene Bedeutung. Sch. vertritt seine Ansicht mit großem Scharfsinn den bisher landläufigen Meinungen gegenüber.

Hünfeld. **J. Pietsch,** O. M. J.

Neu eingegangene Bücher

Vom Verlag Benziger, Einsiedeln, Köln, Straßburg &c.:

Himmelsblumen auf Heldengräber. Armenseelenbüchlein für die Angehörigen der gefallenen Krieger. Von Joseph Zuber, Religionslehrer. Ausgabe mit großem Druck. Mit Original-Titelbild, Kreuzwegbildern nach Prof. M. von Feuerstein, Original-Randeinfassungen und Kopfleisten 320 Seiten. Format 77 : 129 mm. In Einbänden zu Mk. 1.25, Frs. 1,55 und höher.

Himmelstrost den Heimatfernen. Trost- und Gebetbüchlein für die Kriegsgefangenen. Von Joseph Zuber, Religionslehrer. Mit Original-Titelbild, Kreuzwegbildern nach Professor Martin von Feuerstein. Original-Randeinfassungen und Kopfleisten 192 S. Format 77 : 129 mm. In Einbänden zu 95 Pfg., Fr. 1,20 und höher.

„Der Priester auf Höhenpfaden .... und an, rrwegen". Von P. Tezelin Halusa. 125 S., fein gebunden, Preis K. 3,50, Mk. 3,—. Verlags-Anstalt, Tyrolia, Innsbruck, 1916.

Mai-Andachtsbüchlein. Betrachtungen über das Leben der Gottesmutter für den Maimonat. Von P. Thill S.J. Dritte verbesserte Auflage. 103 S. — J. Schnellsche Buchhandlung, Warendorf.

Der Schild Josues. Von Otto Cohausz S.J. 1 Exemplar Preis Mk. 1,80, 25 Exemplare Mk. 35,—, 50 Exemplare Mk. 60,—, 100 Exemplare Mk. 100,—. J. Schnellsche Buchhandlung, Warendorf.

„Universalseelsorge und Weltfriede". Von Hofrat Dr. Heinrich Swoboda. Preis der Broschüre: 1 Exemplar 30 Pfg. (30 Heller), 10 Exemplare Mk. 2.80 (K. 2,80), 50 Exemplare Mk. 12,50 (K. 12,50), 100 Exemplare Mk. 20,— (K. 20,—). Wien, Reichspost, 1916.

Vom Verlag des Volksvereines, M.-Gladbach:

Deutsche Art. Leitgedanken und Streiflichter zu ihrer Förderung. Von Liane Becker. Kl. 8° (98). Preis Mk. 1,20. 1916.

Belgien. Neun Abhandlungen der Sammlung „Der Kampf um Belgien". Flandern (Leo Schwering). Durch Flandern und Brabant (Leo Schwering). Die Verkehrsentwicklung in Belgien (Otto Dresemann). Der belgische Klerus (Anton Fürstenberg). Das religiöse Problem in Belgien (Julius Bachem). Die belgische Landwirtschaft (Hermann Ritter). Die belgische Arbeiterbewegung (Theodor Brauer). Die französische Literatur in Belgien (Hubert Effer). Sprachen und Rassen in Belgien (Leo Schwering) Herausgegeben vom Sekretariat SozialerStudentenarbeit. 8° (146). Preis 2,40 Mk. 1916.

Großstadtprobleme. Von Dr. Ludwig Nieder. Sonderabdruck aus der Präsides-Korrespondenz Heft 5/6. 45 Pfg., postfrei 50 Pfg. 1916.

Auftakte. Vor Reims. Worte aus dem Schützengraben. Februarkämpfe in der Champagne. Wanderungen hinter der Front. Vogesenbilder. Zur Frage der „Kultur" (34 Abbildungen). 1,60 Mk. 1916.

Völkerkrieg und Jugendführung. Tatsachen und Anregungen, vorgelegt vom Verein für christliche Erziehungswissenschaft (Kriegsjahresgabe des Vereins für christliche Erziehungswissenschaft; zugleich 7. Heft der „Pädagogischen Zeitfragen", neue Folge) Donauwörth, Buchhandlung Ludwig Auer (Pädagog. Stiftung Cassianeum), 120 S., 8°. Broschiert Mk. 1,50. 1916.

Gott und der Krieg. Kriegspredigten über Gottes Dasein und Eigenschaften. Von P. Dr. Thaddäus Soiron O. F. M., Domprediger in Paderborn. 46 S. 1 Mk. Münster, Borgmeyer, 1916.

Engelstugenden des hl. Aloysius. Sechs Predigten auf die aloysianischen Sonntage. Von Dr. Josef Becker, Regens des Priesterseminars in Mainz. 74 S. Paderborn, Schöningh. 1916.

Gedanken über katholisches Gebetsleben. Von Dr. Nikolaus Gihr, Päpstl. Geheimkämmerer, Subregens im Priesterseminar St. Peter (Freiburg). XVII u. 326 S. 5.—9. Tausend. Freiburg, Herder. 1916.

Die Alkoholfrage. Ein Vademekum für kathol. Mäßigkeitsbestrebungen. Von Prof. Dr. Karl Weiß. 64 S. 1,20 Mk. Graz, Styria, 1916.

Der Katechismus des Feldgrauen. Von Prof. Karl Dunkmann. 46 S. 20 Pfg. Wilna (Armeezeitungsverlag), 1916.

Der Flug zu Gott. Das mystische Leben und die hl. Theresia. Von P. Hieronymus a Matre Dei, Carm. disc., aus dem Vlämischen übersetzt von Fr. Redemptus a Cruce, Carm. disc. 50 S. Regensburg, Pustet, 1916.

Ist die deutsche Reichsschule ein Postulat des Weltkrieges? Von Dr. Fr. X. Ritzer. 32 S. 50 Pfg. Düsseldorf, Verlag der kathol. Schulorganisation, 1916.

Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist. Von Dr. Julius Reiner. Preis geh. Mk. 1,—, geb. 1,60 (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung), 1916.

Eingesandte Zeitschriften

Stimmen der Zeit. Herder, 46. Jhrg. (Stimmen aus M.-Laach), Nr. 9: Patrona Bavariae (Blume) — An der Schwelle von Bonifatius deutschem Apostolat (v. Nostitz-Rieneck) — Charaktertypen neuer deutscher Kunst — (Kreitmaier) — Wert Schillers für unsere literarische Erneuerung (Scheid) — Besprechungen — Umschau.

Theol. praktische Monatsschrift. Passau, 26. Jhrg., Heft 8: Die Adventisten-Bewegung (Röper) — Christus in der modernen Dichtung (Dausch) — Die kirchliche Liturgie im Dienste der Seelsorge — Drei Probleme: Bevölkerungsfrage, weibliches Dienstjahr, weibliche Erziehung, in ihrem Zusammenhang (Heilmaier) — Aufgabe, Bedeutung und gegenwärtiger Stand der Jugendpflege (Zehnder) — Praktische Fälle aus dem Seelsorgerleben (Leitner-Passau) — Eine einfache Art kirchlicher Reklame (Hanß) — Römische Entscheidungen — Rezensionen.

Schlesisches Pastoralblatt. Breslau, 37. Jhrg., Heft 5: Die Konsekrationsgebete unseres Meßkanons — Die Segnung der Krieger und der Kinder (Gregor) — Das 100jährige Jubiläum des katholischen Gymnasiums in Gleiwitz (Chrzaszcz) — Die katholische Nüchternheitsbewegung in Schlesien (Klein) — Aus meiner Moskauer Zeit (Strehler) — Literarisches.

Oberrheinisches Pastoralblatt. Freiburg, 18. Jhrg., Nr. 6: Tägliche Audienz — Lazarett-Exerzitien (Oechsler) — Die Herz-Jesu-Andacht im Leben und Wirken des Seelsorgers (Isele) — Der Hymnus am Feste des hl. Johannes des Täufers: Ut queant laxis resonare fibris (Werr) — Liturgie und Volk (Becker) — Fälle und Fragen aus der Praxis (Schmitt) — Zeitenschau — Bücherschau.

Chrysologus. Paderborn, 56. Jhrg., Heft 8: Sonntagspredigten: Der gute Hirte und das verirrte Schäflein — Der zweite wunderbare Fischfang — Die Nachfolge Christi — Vergeltet Böses mit Gutem — Christliche Sanftmut — Die Kriegsmaßregeln zur Volksernährung — Christliche Barmherzigkeit — Die göttliche Vorsehung — Falsche Propheten. — Festtagspredigten: Herz Jesu-Fest: Die Liebe des hhl. Herzens — Fest Mariä Heimsuchung: Wallfahrten zu den Gnadenorten Martens. — Gelegenheitspredigten: Männerapostolat: Rabenväter — Ansprache im Müttervein: Die Beichte ein Segen für die Familie — Für Jünglings- und Jungfrauenvereine: Gegen den Strom — Skizzen für die aloysianischen Sonntage: Gebet. Willenskraft, der Strom der Wonne. — Homiletische Anregungen: Gott nicht der Urheber des Kriegselendes — Bücherbeschreibung.

Katechetische Monatsschrift. Münster, 28. Jhrg., Juni: Der Religionsunterricht in der Hilfsschule (Schwienhorst) — Die Tugendpflege in der Katechese (Hüls) — Jesus sendet den hl. Geist (Rensing) — Zur Vorbereitung auf die Schulkommunion (Weigl) — Anregungen — Bücher.

Christl.-pädagogische Blätter. Wien, 39. Jhrg., Nr. 6: Das Geheimnis der hhl. Dreifaltigkeit in der Katechese (Obersteiner) — Ueber Konzentration in der 5. Klasse des Gymnasiums (Schneider) — Nützliches und Irriges aus der neuesten Pädagogik (Krus) — Ein Zeitbedürfnis (Spalowski) — Sühnekommunion der Schulkinder (Luttpold) — Beitrag zu den Vorarbeiten für eine neue Biblische Geschichte (Hollnsteiner) — Sprechsaal) — Katechetisches aus Ungarn (Tiefenthaler) — Aussprachen zur Schulentlassung (Uh!) — Verschiedenes.

Pharus. Donauwörth, 7. Jhrg., Heft 6: Grundlagen der Jugendführung (Dimmler) — Katholische Erziehungstheoretiker (Heigenmoser) — Gehorsame Jugend (Bone) — Das humanistische Gymnasium und die Zukunft (Stemplinger) — Didaktik und Methodik (Seidenberger) — Weibliche Handarbeit und weibliche Bildung (Peters) — Lebensbeobachtung als Grundlage der Lebenskunde in der Schule — Rundschau — Bücherschau.

Die christliche Schule. Eichstätt, 7. Jhrg., Heft 6: Frankreichs Katholizismus in der Feuerprobe des Krieges (Heldingsfelder) — Der Anteil der bayerischen Frauenklöster am Erziehungswerk nach dem Kriege (Ehrenfried) — Kurs über Schulaufsicht und Schulverwaltung in München 1916 — Verschiedenes.

Schweizerische Rundschau. Stans, 16. Jhrg., Heft 3: Die Einfalt (Weiß) — Schicksale der Schweiz im Befreiungskrieg 1814/15 (Diebolder) — Konstanzgesetz und Wunder (Baum) — Befehlen (Müller) — Ortsnamen (Hättenschwiller) — Das Sempacherlied von Halbfuter nach Sir Walter Scott (Kronenberg) — Der verlorene Sohn (Bächtiger) — Beiträge — Rezensionen — Gedichte.

Leuchtturm für Studierende. Trier, 9. Jhrg., Heft 18: Wahrhaftigkeit und Lüge (Klug) — Programme der hauptsächlichsten politischen Parteien im Deutschen Reichstag (Grunenberg) — Die englisch-holländischen Seekriege (Sturm) — Patrouillengang in den Dolomiten — Eine Manöverkritik Kaiser Harrians (Lange) — In Feindesland — Gedichte.

Das Heilige Feuer. Paderborn, 3. Jhrg., Heft 9: Leitgedanken, Gedicht — Ut omnes unum sint (Schmitz) — In finem, intellectus filiis Core (Feiten) — Gedicht — Gedanken über die Kirchenmusik unserer Tage (Wagner) — Trachtenfeste in Großstädten (Knies) — Tischzeit und Ethik (Benke) — Etwas vom Wandern (Brethfeld) — Die Schönheit der Wiese (Pudor) — Jans Heimweh (Selma Lagerlö) — Bücher und Tonstücke — Verschiedenes.

Jugendpflege. München, 3. Jhrg., Nr. 9: Notwendigkeit der konfessionellen Jugendpflege — Heranbildung Jugendlicher zur Mitarbeit in der Jugendpflege (Jäger) — Wie gewinnen wir die Frauen für die weibliche Jugendpflege? (Dreyler) — Was die Mutter dem Jüngling ist (Vortrag) — Verschiedenes.

Jugendführung. Düsseldorf, 3. Jhrg., Heft 6: Der hl. Aloysius als Jugendvorbild (Hamacher) — Erziehung zur Keuschheit in den Jugendvereinen (Acker) — Zur Frage der Schundlektüre (Hammelrath) — Landjugendprobleme (Lücking) — Die Gewinnung der Schulentlassenen (Herions) — Gerichtliche Strafen und Erziehungsmaßnahmen (Noppel) — Zur Psychologie der Menschenfurcht (Sträter) — Menschenfurcht (Vortragsskizze) (Grewe) — Umschau.

Der Jugendverein. Düsseldorf, 7. Jhrg., Heft 6: Grundsatzfestigkeit — Teilung des Vereins in zwei Gruppen — Wie behandeln wir die Jugendabteilung? — Wallfahrten anstatt Ausflüge — Stoff für Versammlungen. Bildungsabende, Festlichkeiten — Berichte.

Korrespondenzblatt für kathol. Jugendpräsides. Düsseldorf, 21. Jhrg., Heft 5: Neue Wege zu alten Zielen — Zur Kriegsseelsorge — Aus den Verbänden und Vereinen.

Allgemeines Literaturblatt. Wien, 25. Jhrg., Nr. 11/12 enthält Besprechungen von 56 Werken aus allen Wissensgebieten.

Die Bücherwelt. Bonn, 13. Jhrg., Nr. 9: William Shakespeare — Heinrich Tiaden — Die Kriegsgedichte von Karl Bröger und Oskar Wöhrle — Wilhelm Bölsche — Rundschau — Rezensionen — Zur Zeitgeschichte — Lebensbilder — Sven Hedins Kriegsbücher — Ästetische Literatur — Hausens 50 Pfg.-Bücherei — Kriegsliteratur.

Trierische Chronik. 12. Jhrg., Nr. 9/10: Die letzten Tage vor der Uebergabe Triers an die Franzosen 1794 (Kentenich) — Bilder vom Hunsrück aus dem 17. und 18. Jahrh. — Die „Klause" zu Enkirch (Grimm) — Der Florinsmarkt zu Coblenz und die Bürresheimer Bauten daselbst (Michel) — Zur Geschichte des Trierischen Domschatzes seit der französischen Revolution (Lager).

Caritas. Freiburg i. B., 21. Jhrg., Nr. 8: Caritative und gewerbsmäßige Krankenpflege und die gesetzliche Regelung des Krankenpflegedienstes (Thielemann) — Mutter Maria Amalia Battes, die zweite Generaloberin der Kongregation der Armen Dienstmägde Christi von Dernbach, † 24. Februar 1916 (Hilpisch) — Aufgaben und Wege der Flüchtlingsfürsorge (Keilbach) — Caritaspflege auf dem Lande in und nach dem Kriege (Keller) — Diözesan-Caritasverbände und Irrenfürsorge (Familler — Kleinere Mitteilungen — Literarisches.

Soziale Kultur. M.-Gladbach, 36. Jhrg., Nr. 6: Naturgemäßes Leben und deutsche Kultur (Walter) — Ueber die soziale Bedeutung des Wohnens (Mayer) — Verfassungsrechtliche Entwicklungsgänge in Preußen (Schneidt) — Rundschau — Rechtswesen — Soziale Gesetzgebung — Handel und Verkehr — Literatur.

Petrus-Blätter. Trier, 5. Jhrg., Nr. 38: „Lernet von mir" — Vor der Kathedrale von Chelm — Die Unità cattolica über Dekretins — Krieg und religiöses Leben — Verschiedenes — Ecclesiastica Nr. 52: Päpstliche Dokumente.

Allgemeine Rundschau. München, 13. Jhrg., Nr. 25: Friedensgedanken (Abel) — „Mitteleuropa" in kirchlicher Hinsicht (Neundörfer) — Das zweite Kriegsjahr (Nienkemper) — Klarheit oder Verwirrung (Landner) — Die deutsche Sommerzeit (Praxmarer) — Irrungen und Wirrungen (Ritz) — Verwerfe Pädagogik vor dem Weltkrieg (Stempler) — Chronik der Kriegsereignisse — Bücher-, Bühnen-, Musik-, Finanz- und Handelsrundschau.

Der Pionier, München, 8. Jhrg., Heft 8: Der Taufstein der Stadtpfarrkirche in Steyer (Har) — Ueber Bauausführung von Kirchen — Das Bild Christi im Wandel der Zeiten — Anfragen über künstlerische Angelegenheiten.

Der Morgen. Leutesdorf, 10. Jhrg., Heft 6: P. Theodor Mathew, der größte Enthaltsamkeitsapostel — Durst und kalte Getränke im Sommer — Der große Feldzug gegen König Alkohol in Nordamerika 1906—1908 — Ein Blatt Papier, bitte! (Erzählung von J. Ursberg) — Verschiedenes — Beilage: Frisch vom Quell und Frührot für die Jugend.

Die Mädchenbühne. München, 5. Jhrg., Heft 10: Schau- und Lustspiele — Zwiegespräch — Vaterländische Vortragsgedichte.

Sonntag ist's. München, 1. Jhrg., Nr. 20. — **St. Matthias-Bote,** Trier, 3. Jhrg., Nr. 5. — **St. Benedikts-Stimmen,** Prag, Emaus, 40. Jhrg., Heft 6. — **„Kathol. Missions-Propaganda",** Salzburg, Juni — **Sonntagsglocken,** Berlin, 12. Jhrg., Nr. 9. — **Allgemeine deutsche Tertiaren-Zeitung,** Marienthal, 5. Jhrg., Nr. 16/17. — **Das Werk des P. Damian,** Simpelveld, 22. Jhrg., Nr. 5/6. — **St. Kamillusblatt,** Baals (Holland), 19. Jhrg., Nr. 6. — **Stimmen aus den Missionen,** Pfaffendorf, 13. Jhrg., Heft 6/7. — **Chronik der christlichen Welt,** Tübingen, 26. Jhrg., Heft 21/24. — **Theolog. Rundschau,** Tübingen, 19. Jhrg., Nr. 4/5 — beide liberal protestantisch.

□ □ □

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Grundfragen

der

Philosophie und Pädagogik

für gebildete Kreise dargestellt

von Dr. C. Willems

Professor am Priesterseminar zu Trier.

I. Band: Das Sinnesleben. 566 Seiten.

II. Band: Das geistige Leben. 572 Seiten.

Preis für jeden Band in Umschlag geheftet Mk. 6.—, in Leinwand gebunden Mk. 7.—.

Die vorliegenden Bände behandeln die wichtigsten Fragen der Philosophie und Pädagogik, soweit sie in das Gebiet des Sinnes- und Geisteslebens gehören. Ein dritter Band, der unter der Presse ist, hat die Fragen zum Gegenstande, die das sittliche Leben des Menschen am tiefsten berühren. Wer sich für diese Fragen, die höchsten, die es für uns Menschen gibt, interessiert, wird in dieser populärwissenschaftlichen Schrift Aufklärung, Belehrung und reiche Anregung zum eigenen Nachdenken finden. Die ernste Kriegszeit, in der wir stehen, hat auch die Geister wieder ernster gestimmt und einer tiefern Welt- und Lebensauffassung Bahn gebrochen. Gerade diese Stimmung findet in vorliegendem Werke :: reiche Nahrung. ::

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Paulinus-Druckerei, Abt. Verlag, Trier.